

Elek Benedek

Das Silberpferd
Die Wunderuhr
und andere Märchen



Kriterien Verlag București 1988

**Auswahl und Übersetzung Hildegard Mark
Schutzumschlag und Illustrationen Eva Beke**

Der vorliegenden Auswahl liegt die Ausgabe zugrunde: Benedek Elek,
Világszép Nádszál kisasszony (Das wunderschöne Schilffräulein),
Ifjúsági Könyvkiadó. Bukarest 1955

Tölpel-Paule

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen Sohn, und der hieß Tölpel-Paule. Er hieß so, weil alle seine Worte und Taten närrisch und töricht waren. Vergebens mühte sich sein Vater ab, ihm was Rechtes beizubringen. Paule war und blieb ein Narr. Der arme Mann grämte sich Tag und Nacht, weil er nur daran dachte, was wohl aus seinem Jungen werden sollte, wenn er sterben würde. Dieser Gedanke quälte ihn so lange, bis er eines Tages tatsächlich starb und seinem Sohn nichts anderes hinterließ als einen Esel. Der war des armen Mannes ganzes Vermögen gewesen.

Was sollte Tölpel-Paule nun machen? Brot gab's in der Tischlade keines mehr, er hungerte, bis er rote und grüne Sterne sah. Da überlegte er nicht mehr lange, setzte sich auf seinen Esel und ritt einfach in die Welt. „Es wird schon werden!“ meinte er. „Ein wenig Glück werd ich schon haben.“

Und wie er so auf seinem Esel dahinritt, kam er in einen großen Wald. Er folgte aber nicht dem Weg, sondern trieb sich ziellos herum. Da erblickte er plötzlich ein altes Weib:

„Einen schönen guten Tag, Mütterchen!“

„Dein Glück, daß du mich Mütterchen genannt hast, sonst hätte ich dir alle zweiunddreißig Zähne ausgeschlagen!“

Ei, dachte Paule, das muß wohl eine Hexe sein. Und er hatte es auch getroffen, die Alte war tatsächlich eine Hexe.

„Mütterchen, würdest du mir nicht sagen, wie ich aus diesem Wald wieder hinausfinden kann?“

Die Alte, die einen Haufen Reisig gesammelt hatte, antwortete:

„Doch, ich will dir den rechten Weg zeigen, wenn du mir dieses Reisigbündel auf den Rücken bindest.“

„Das will ich gerne tun!“ sagte Paule, sprang vom Esel, hob ihr das Reisigbündel auf den Rücken, band sie aber mit dem Strick an einem großen Baum fest. Als sie nun losgehen wollte, konnte sie keinen Schritt tun, sie war ja angebunden.

„Ei, du Teufelsbrut, du Tunichtgut! Angebunden hast du mich, sieh mal an! Dafür werde ich dich verfluchen: Dein Esel soll alles wiederholen, was du sagst!“

Kaum hatte die alte Hexe das gesagt, da verwandelte sie sich auch schon in eine schwarze Katze, schlüpfte aus den Fesseln, sprang auf ein von zwölf Mäusen gezogenes Wägelchen, das sie herbeigezaubert hatte, und verschwand, als wäre sie nie dagewesen.

Tölpel-Paule lachte schallend, daß der Wald davon widerhallte.

„Na, das ist wohl ein Fluch!“ sagte er. „Mag er nur wiederholen, was ich sage, das kann mir doch nicht schaden!“ meinte er, setzte sich auf seinen Esel und trieb ihn an:

„Hü-hott, Esel!“

Sagte da nicht auch der Esel:

„Hü-hott, Esel!“

„Hör mal, der Esel bin nicht ich, sondern du!“

Sagte da der Esel nicht wiederum:

„Hör mal, der Esel bin nicht ich, sondern du!“

„Du Esel!“ schrie nun Paule. „Widersprich mir nicht, sonst hau ich dir eins hinter die Ohren, daß du mich dein Lebtag nicht vergißt!“

Dasselbe, Wort für Wort, wiederholte das Tier auch diesmal. Ei, da wurde Paule aber böse, sprang vom Esel und verabreichte ihm mit seinem Stock ein paar kräftige Hiebe. Dieser ließ sich das jedoch nicht gefallen und trat Paule mit den Hinterbeinen, daß er in einen Tümpel fiel

und bis zum Hals darin versank. Da erschrak er gewaltig und begann aus Leibeskräften zu schreien:

„Hilfe! Zu Hilf!“

Und der Esel schrie auch:

„Hilfe! Zu Hilf!“

Zufällig waren drei Holzfäller in der Nähe, die liefen herbei und zogen Paule mit Mühe und Not aus dem Tümpel.

„Wo ist denn der andere?“ fragten sie dann.

„Welcher andere?“

„Wir haben doch noch einen schreien gehört“, sagten die Holzfäller.

„Ha-ha-ha!“ lachte Paule, „das war doch mein Esel!“

„Donnerwetter!“ schimpften die Männer. „Du willst uns wohl zu Narren halten? So komm denn, wir bringen dich vor den Richter; vor kurzem hat man einen reichen Händler erschlagen, gewiß warst du der Mörder!“

So brachten sie Paule in die Stadt, stellten ihn vor Gericht, und der Richter verurteilte ihn sofort: man solle ihn hängen, denn er sei gewiß der Mörder des Händlers, eben der Mörder, den man so lange schon vergeblich gesucht hatte.

In derselben Stadt wohnte aber auch der König. Und der kam ebenfalls zum Richtplatz, denn er wollte mit eigenen Augen sehen, wie Gerechtigkeit geübt wurde.

Nun brachte man Paule zum Galgen, und der Richter fragte ihn:

„Hast du noch einen Wunsch?“

„Ich habe nur einen einzigen Wunsch“, sagte Paule, „führt mir meinen Esel her, ich möchte mich von ihm verabschieden.“

Als man den Esel nun gebracht hatte, wandte sich Paule zum König, kniete nieder und flehte:

„Gnade meinem armen Kopf, Majestät, ich bin wahrhaftigunschuldig!“

Im selben Augenblick kniete auch der Esel nieder und brüllte los:

„Gnade meinem armen Kopf, Majestät, ich bin wahrhaftigunschuldig!“



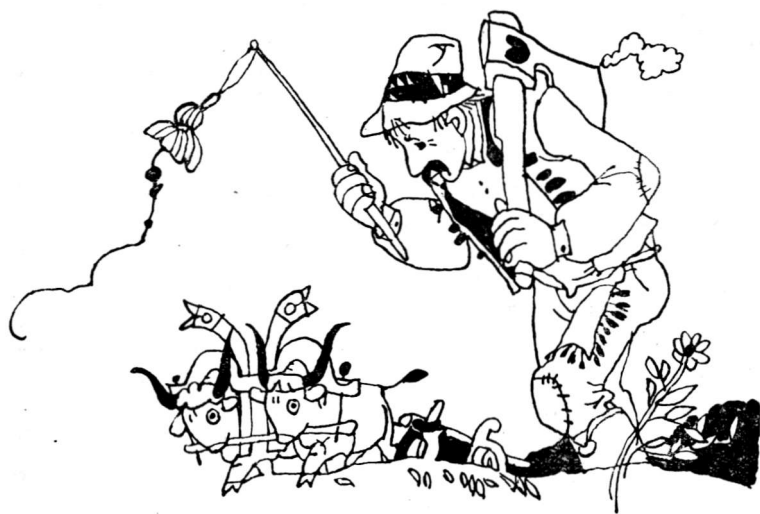
Da waren die Leute sprachlos vor Staunen. Ja, sogar dem König verschlug es die Sprache, denn er hatte zwar in seinem Leben schon viele wunderliche Tiere gesehen, auch Esel genug, doch so einen, der die Sprache der Menschen nachahmen konnte, wahrlich noch nicht.

Sofort begnadigte er Paule, ließ ihn an seinen Hof kommen und ernannte ihn zum Ober-Hofnarrn. Von dem Tag an ging es Paule und seinem Esel gut. Ob sie noch leben oder schon gestorben sind, weiß ich nicht, aber daß es auf der Welt ihresgleichen noch genug gibt, das weiß ich ganz bestimmt.

Das allesmahlende Mühlchen

Es war einmal weit weg, am anderen Ende der Welt, jenseits des großen Ozeans ein armer Mann. Und dieser arme Mann hatte so viele Kinder, als Löcher in einem Sieb sind, ja sogar noch eines mehr.

Kinder gab's also genug, zu beißen aber gab's nichts. Seine zwei Ochsen sah man kaum, so klein waren sie, und sie waren des armen Mannes ganze Habe, er besaß sonst nichts auf dieser Welt. Seine Frau und er grämten sich deshalb sehr und wußten nicht, womit sie ihre vielen Kinder ernähren sollten.



Kummer und Leid hatten sie Tag und Nacht. Sie hatten schon alles versucht, doch noch nie Glück gehabt, denn das Glück eines armen Mannes ist auch arm.

Eines Tages nun sagte der arme Mann:

„Weib, ich gehe mit diesen unnützen Öchslein in den Wald, vielleicht habe ich doch Glück.“

So spannte er denn die Öchslein vor sein Wägelchen und fuhr in den Wald.

Während er nun im Wald Reisig sammelte und es auf den Wagen lud, erblickte er zwei schöne Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, die auf einer Lichtung spielten.

Er ging zu den Kindern, sprach mit ihnen und erfuhr, daß das Mädchen die Tochter des Königs von Sonnenaufgang und der Junge der Sohn des Königs von Sonnenuntergang sei. Denn wisset: gerade hier auf dieser Waldlichtung war die Grenze zwischen den Ländern von Sonnenauf- und Sonnenuntergang.

Und während sie so miteinander sprachen, erblickten die Kinder die beiden Öchslein, und dem Königssohn gefielen die winzigen Tiere so sehr, daß er dem armen Mann keine Ruhe ließ, bis er sie ihm verkaufte.

Der arme Mann wollte die Öchslein zunächst zwar nicht verkaufen, das Kind aber redete so lange auf ihn ein und beteuerte, daß sein Vater sie ihm bezahlen werde, daß sich der arme Mann schließlich doch von ihnen trennte.

„Seid nicht traurig, Onkel. Gebt mir nur die Öchslein und kommt morgen zu meinem Vater, der wird Euch schon einen angemessenen Preis zahlen.“

Dann trieb der Königssohn die Öchslein fort, und der arme Mann belud sein Wägelchen mit Reisig und zog es mit Müh und Not selber nach Hause.

Dort wurde er mit großem Gezeter empfangen. Die arme Frau weinte und fluchte vor Zorn: da hatten sie nun diese zwei kleinen Öchslein gehabt, und ihr törichter Mann hatte sie weggegeben. Nun konnten sie mit den vielen, hungrigen Kindern wegziehen, denn sie besaßen gar nichts mehr auf dieser Welt.

Der arme Mann konnte seine Frau nicht genug trösten und beruhigen: Er hätte die Öchslein doch in gute Hände gegeben und werde schon den richtigen Preis bekommen; vielleicht würde sich auch ihr Schicksal dank dieses Handels zum Guten wenden. Es war, als würde er tauben Ohren predigen. Da er zu Hause keine Ruhe mehr hatte, brach er noch am selben Tag zum Hofe des Königs von Sonnenuntergang auf.

Zu seinem Glück war der Königshof nicht weit. Am nächsten Morgen kam er schon an.

Als er in den Königshof trat, sah er dort den Königssohn mit den zwei kleinen Öchslein spielen. Er trieb sie an: „Hü, Braver! Hott, Blumel!“ so wie er es bei den pflügenden Bauern gehört hatte.

Als der Königssohn den armen Mann erblickte, lief er ihm gleich freudig entgegen, nahm ihn an der Hand und führte ihn ins Schloß.

„Kommt, Onkel, kommt nur! Ich will Euch etwas sagen: Was immer Euch mein Vater anbieten wird, nehmt nichts an als das Mühlchen, das alles mahlt!“

Der arme Mann ging hinein zum König und sagte ihm, daß er der Besitzer der zwei kleinen Öchslein sei.

„Verlangt, was Ihr wollt“, sprach der König, „denn mein Sohn hat an Euren Öchslein großen Gefallen gefunden.“

Auf dem Tisch stand das Mühlchen, das alles mahlte. Es sah aus wie ein Spielzeug.

Na, dachte der arme Mann, ein schöner Preis ist dieses Mühlchen für meine Öchslein. Mir scheint, der Königssohn will mir Spielzeug für Spielzeug geben. Doch, in Gottes Namen, ich werde es verlangen, und sei es auch nur, um dem Königssohn einen Gefallen zu tun. Er sagte zum König:

„Eure Majestät, ich kann für die zwei kleinen Öchslein nicht viel verlangen; gebt mir jenes Mühlchen dort.“

Ihr hättet sehen müssen, was der König da für ein Gesicht schnitt! Er sagte zum armen Mann:

„Verlang, was du willst! Ich gebe dir so viel Gold, wieviel du tragen kannst. Nur dieses Mühlchen nicht!“

Es ist also doch kein Spielzeug, dachte der arme Mann, wenn sich der König so schwer davon trennt.

Er erwiderte demütig:

„O gnädiger König, wo denkt Ihr hin? Kann ich denn so viel für die zwei unnützen Öchslein verlangen? Gebt mir bloß dieses Mühlchen, damit auch meine Kinder haben, womit zu spielen.“

Der König liebte sein Söhnchen innig und wollte dem armen Mann deshalb die Bitte nicht abschlagen; er gab ihm also das Mühlchen.

Als der arme Mann hinausging, rief er ihm nach:

„Höre, armer Mann, solltest du dir den Handel überlegen, so bring das Mühlchen nur zurück, ich gebe dir gern etwas anderes dafür.“

Als sie in den Hof hinaustraten, sprach das Königskind:

„Onkel, Ihr habt richtig gehandelt, als Ihr nichts anderes annehmen wolltet.“

„Ach, sprecht nicht so, Königssohn“, sagte der arme Mann bekümmert. „Ich getraue mich gar nicht, nach Hause zu gehen. Als ich ohne Öchslein heimgekehrt bin, hat mich meine Frau mit ihrem Mundwerk fast umgebracht. Ich weiß nicht, was nun geschehen wird, wenn ich ihr dieses unnütze Spielzeug bringe.“

„Und ich sage Euch: seid nicht traurig, geht ruhig nach Hause, stellt das Mühlchen auf den Tisch und sprecht: ‚Mein allesmahlendes Mühlchen, mahle mir goldene Taler, Gebratenes und Gesottenes!‘ und Ihr werdet sehen, daß das Mühlchen Euch jeden Wunsch erfüllt. Wenn Ihr genug davon habt, sagt nur soviel: ‚Es reicht, mein Mühlchen!‘ und Ihr werdet sehen, das Mühlchen hört sofort auf zu mahlen.“

Da war der arme Mann aber froh. Er wußte sich vor lauter Freude kaum zu fassen. Er bedankte sich beim Königssohn, nahm das Mühlchen unter den Arm und eilte so rasch nach Hause, daß seine Füße die Erde kaum berührten.

Während er so heimwärts eilte, erblickte er plötzlich etwas Großes, Schwarzes, Schreckliches, das sich ihm näherte. Er konnte sich nicht vorstellen, was das sein könnte. Es kam näher und näher, und plötzlich entdeckte

er, daß es ein großer, schwarzer Hut war. Unter dem Hut erblickte er einen Mann, der kaum noch gehen konnte, denn er war so schwach wie eine Fliege im Herbst. Da der arme Mann guter Laune war, fragte er im Spaß:

„Gevatter, drückt dich der Hut nicht?“

„Ach, spotte nicht“, sagte der Mann bekümmert, „gib mir lieber einen Bissen Brot, denn ich habe seit drei Tagen nichts gegessen.“

Der arme Mann sprach:

„Ich würde dir von Herzen gern etwas geben, aber ich habe selbst nichts.“

Und er drehte alle seine Taschen um, um dem Mann zu zeigen, daß er wirklich nichts hatte.

Doch da fiel ihm sein Wundermühlchen ein, und er wollte gleich mal prüfen, ob der Königssohn die Wahrheit gesprochen hatte. Er stellte also das Mühlchen auf die Erde und sagte:

„Mein allesmahlendes Mühlchen, mahle mir Speise und Trank!“

Kaum hatte er ausgesprochen, fing die Mühle auch schon an zu mahlen und allerlei teure Speisen und Getränke hervorzubringen, daß sie sich nicht sattsehen konnten daran. Im Nu war so viel da, daß es für ein ganzes Dorf gereicht hätte. Das Mühlchen hörte erst auf, als der arme Mann sagte:

„Es ist genug, mein allesmahlendes Mühlchen!“

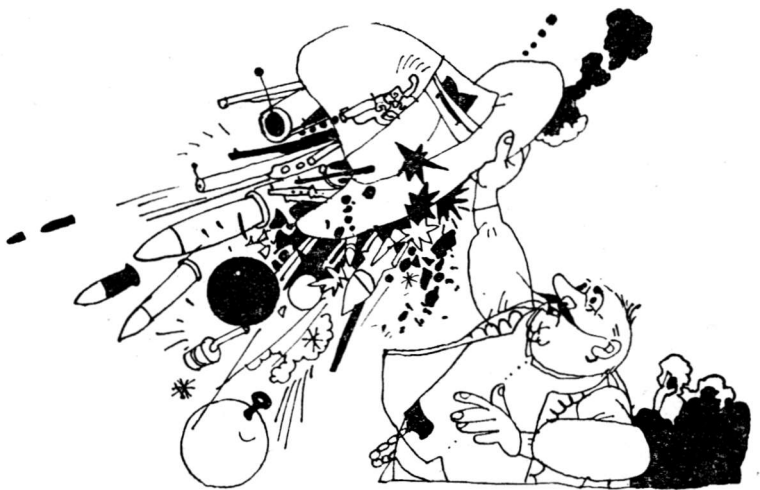
Sie aßen nun und tranken und wühlten nur so in den vielen guten Speisen. Bald wurden sie lustig, sangen und tanzten und legten sich dann hin, um sich auszuruhen. Da sagte der Mann mit dem großen Hut:

„Gevatter, dieses Mühlchen ist eine gute Sache, doch auch mein Hut steht ihm nicht nach. Komm, laß uns tauschen.“

„Ich bin doch nicht von Sinnen“, sagte der arme Mann. „Diese Mühle kann mich und meine Sippe ernähren bis in alle Ewigkeit und noch zwei Tage dazu. Dein Hut taugt doch nur als Vogelscheuche.“

„Meinst du?“ fragte der Mann mit dem großen Hut. „Da wirst du gleich dein blaues Wunder erleben!“

Damit nahm er den Hut vom Kopf und sprach:



„Hut, feure!“

Wärt ihr dabeigewesen, ihr hättet was erlebt! Gewehr- kugeln, Schrotkugeln, Kanonenkugeln, piff, paff, puff, bumm! Alle nur erdenklichen Geschosse schwirrten nur so aus dem Hut! Es nahm auch kein Ende, bis der Mann nicht sagte: „Genug!“

„Ach so“, sagte der arme Mann, „das ist nicht schlecht. Ich brauche ihn aber trotzdem nicht, denn damit kann ich Hungers sterben.“

Doch der Mann mit dem großen Hut redete so lange auf ihn ein, um ihn zu überzeugen, von welchem großen Nutzen dieser Hut sei, bis er den armen Mann ganz verwirrte und dieser schließlich mit dem Tausch einverstanden war.

Danach trennten sie sich, und jeder ging seines Wegs. Doch der arme Mann war noch keinen Steinwurf weit gegangen, als er den Tausch auch schon arg bereute. Und als er sich seinem Hause näherte, wuchsen sein Kummer und seine Verbitterung darüber noch mehr, daß er sich so leicht hatte übertölpeln lassen.

Fast hätte ich vergessen, euch zu sagen, daß der Mann mit dem großen Hut auch einen Stock gehabt

hatte, den er auf der Erde vergessen hatte, als sie sich trennten. Der arme Mann hatte den Stock aufgehoben und sich dabei gedacht: „Vielleicht brauche ich ihn unterwegs, falls mich jemand angreift.“

Wie er sich nun Vorwürfe machte und sich über seine eigene Dummheit ärgerte, sprach der Stock:

„Warum bist du traurig, mein lieber Herr?“

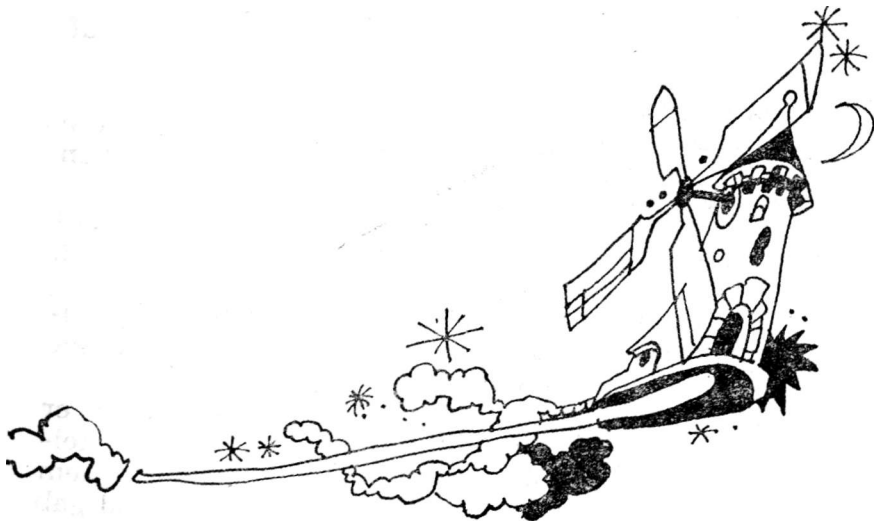
Der arme Mann antwortete:

„Ich traure um meinen Verstand, den ich nicht hatte, und um das Mühlchen, das ich dummerweise eingetauscht habe.“

Im selben Augenblick wand sich der Stock aus seiner Hand und verschwand, Gott weiß wohin. Nach ein, zwei Minuten aber war er wieder da und brachte das allesmahlende Mühlchen mit.

Nun hatte der arme Mann wirklich keinen Grund mehr, traurig zu sein. Zu Hause wurde er sehr freudig empfangen, als er vorzeigte, was das Mühlchen konnte, und sie wurden so reich, daß seine Söhne nur noch mit sechs Ochsen pflügten und der Hund nur noch Kuchen fraß.

Die Zeit verging. Als der arme Mann wieder einmal vor seinem Tor stand, sah er, daß ein edler Herr mit



seiner Gemahlin und seinem Sohn zu Fuß die Straße entlangkam. Als er genauer hinsah, erkannte er im Edelmann den König. Er ging ihnen entgegen, grüßte, wie es sich gehört, und fragte:

„Wohin denn so zu Fuß, gnädiger König?“

„Wir sind in großer Not“, sagte der König. „Der König aus dem Norden hat mein Land besetzt. Wir können hier nicht länger bleiben und ziehen in die Welt.“

Da sprach der arme Mann:

„Deswegen müßt Ihr doch nicht verzagen, gnädiger König. Ich kann Euch helfen. Tretet nur ein in mein ärmliches Haus.“

Sie traten ein, und der vormals arme Mann ließ ihnen ein gutes Abendessen zubereiten, das war so gut, daß sich sowohl der König als auch die Königin nachher alle Finger ableckten.

Als sich die Gäste zur Ruhe begeben hatten, setzte sich der arme Mann den großen Hut auf, nahm den Stock in die Hand und zog los, um das Heer des Königs aus dem Norden zu suchen.

Er mußte nicht lange suchen, denn die Soldaten des Königs aus dem Norden hatten das ganze Land besetzt, und Himmel und Erde waren von ihnen verdunkelt.

Da ging der ehemals arme Mann auf den Gipfel eines Berges, setzte den Hut auf den Boden, richtete ihn auf die Feinde und rief:

„Hut, feure!“

Dann schickte er auch den Stock los, um ihnen die Köpfe einzuschlagen, damit sie nicht etwa lahm blieben und hinken mußten.

War das ein furchtbares Gemetzel! Vom Heer des Königs aus dem Norden blieb nicht einmal einer übrig, um die Kunde davon zu verbreiten!

Dann ging der vormals arme Mann heim und meldete dem König, es sei alles wieder in Ordnung, er könne in sein Schloß zurückkehren.

Der König wollte seinen Augen nicht trauen, als er die Spuren des schrecklichen Verderbens sah, das keinen Feind im Land übriggelassen hatte. Er kaufte dem ehemals armen Mann den Hut und den Stock ab und gab ihm so viele Schätze dafür, daß sie eine Woche brauch-

ten, um das viele Gold und Silber mit einem Wagen, vor den sechs Ochsen gespannt waren, heimzuschaffen.

Der Königssohn von Sonnenuntergang war nun erwachsen und heiratete die Königstochter von Sonnenaufgang. Sie hielten große Hochzeit, und den Tanz führte der vormals arme Mann an.

Wenn er kann, tanzt er bestimmt auch heute noch. Und morgen soll er euer Gast sein!

Die schöne Drachen-Rosa

Ich will euch nun die Geschichte von der schönen Drachen-Rosa und dem Königssohn mit den goldenen Zähnen erzählen.

Es war einmal oder war es auch nicht, aber es muß wohl dennoch gewesen sein, irgendwo weit, weit weg, jenseits des großen Meeres, da war einmal ein König. Ob ihr's nun glaubt oder nicht, diesem König gehörte das ganze, große Märchenreich und noch ein Stück dazu, doch niemand hatte weder diesen König noch seine Königin je lächeln sehen. Sie waren Tag und Nacht traurig, denn sie hatten keine Kinder und wußten nicht, wem sie das Märchenland hinterlassen sollten.

Die Zeit verging, und eines Nachts träumte die Königin, daß ein Greis zu ihr kam und sprach:

„Seid nicht traurig, Königin. Rechnet damit, daß Ihr übers Jahr einen wunderschönen Prinzen mit goldenen Zähnen zur Welt bringen werdet, so schön, wie es seinesgleichen nicht gibt. Ihr sollt aber auch damit rechnen, daß dieser Junge die schöne Drachen-Rosa heiraten wird!“

Die Königin erwachte, dachte über ihren Traum nach und war froh und traurig zugleich. Sie freute sich, daß sie einen Sohn haben würde, war aber traurig, weil sie wußte, daß der Drachenkönig die schöne Drachen-Rosa aus dem Feenland geraubt hatte und daß von all den Recken, die ausgezogen waren, sie zu befreien, kein einziger zurückgekehrt war.

Ein Jahr verging, und der Greis behielt recht: Die Königin gebär einen Wunderprinzen mit goldenen Zäh-

nen, der schon am ersten Tag aufrecht stehen und sprechen konnte.

Er sagte zu seinem Vater:

„Vater, bringst mich zur Schule, denn ich will lernen.“

„Aber freilich, mein lieber, teurer Sohn“, sprach sein Vater. „Ich lasse gleich einspannen, und wir fahren mit der goldenen Kutsche, wohin du willst!“

Kaum waren ein, zwei Jahre vergangen, da war der Prinz mit den goldenen Zähnen schon zu einem starken Jüngling herangewachsen, hatte alle Schulen besucht und sich die ganze Welt angesehen. Als er schließlich heimkehrte, sagte er zu seiner Mutter:

„Erinnert Ihr Euch, liebe Mutter, was der Greis Euch vorausgesagt hat?“

Die Königin antwortete betrübt:

„Ja, ich erinnere mich, mein lieber, teurer Sohn, obwohl ich wünschte, ich hätte es vergessen!“

„Verzagt nicht, liebe Mutter“, sprach der Königssohn. „Ich werde die schöne Drachen-Rosa finden, auch wenn sie am Ende der Welt ist, und ich werde sie holen, auch wenn es mich mein Leben kostet!“

Vergeblich weinte die Königin, vergeblich bat sie ihren Sohn:

„Bleib zu Hause, Junge, setz dein junges Leben nicht aufs Spiel!“

Der Königssohn mit den goldenen Zähnen fand keine Ruhe mehr; er verabschiedete sich von Vater und Mutter und allen Hofleuten und zog in die Welt.

Er ging und ging, kam durch sieben Länder, und als er eines Abends durch einen dichten Wald wanderte, sah er plötzlich in einer Pfütze auf dem Weg etwas glänzen. Er trat näher und wollte seinen Augen kaum trauen: da war eine winzige goldene Kutsche, in der Kutsche eine wunderschöne Frau, und obwohl vor die Kutsche sechs weiße Eichhörnchen gespannt waren, konnten sie nicht aus der Pfütze herauskommen. Der Königssohn dachte nicht lange nach, sondern hob sie sogleich heraus.

„Nun, Königssohn — denn ich sehe es deinem Gesicht an, daß du einer bist —“, sprach die schöne Frau, „ich

werde Gutes mit Gutem vergelten. Wisse, ich bin die Feenkönigin, und du darfst dir nun etwas wünschen!“

„Wenn du die Feenkönigin bist, dann ist die schöne Drachen-Rosa deine Tochter. Ich will nichts anderes von dir, als daß du mir deine Tochter zur Frau gibst.“

Da wurde die Feenkönigin sehr traurig, und mit Tränen in den Augen sprach sie zum Königssohn:

„Du hast recht, Königssohn, die schöne Drachen-Rosa ist meine Tochter. Ich kann sie dir jedoch nicht geben, da der König des großen Drachenreiches sie mir geraubt hat, und kein Mensch kann sie aus seinen Händen befreien; denn wisse, der König des großen Drachenreiches knetet das Eisen wie Teig, zerbröseln die Steine wie Käse und bricht das Holz wie Hanfstengel. Du versuchst vergeblich dein Glück, denn auch du wirst ihn niemals besiegen.“

„Ein Leben habe ich und einen Tod, doch ich will es trotzdem versuchen“, sagte der Königssohn. „Ist er stark, so bin ich stärker, weiß er was, so werde ich noch mehr wissen.“

„Gut“, sagte die Königin, „weil ich dich so fest entschlossen sehe, will ich dir einen Strick geben und drei goldene Haare, die aus einer einzigen Wurzel gewachsen sind. Wenn du sie mit dem Strick dreimal berührst, so verwandeln sie sich in ein wunderschönes Zauberroß, wie es kein anderes auf dieser Welt gibt, der Strick aber verwandelt sich in ein edelsteinbesetztes, goldenes Zaumzeug. Wenn du dich nun auf das Roß setzt, bringt es dich zum Fuße eines hohen Berges, dort wirst du eine Quelle finden. Bade darin, so wird dein Haar golden, dein Körper unverwundbar werden und deine Kräfte ums Siebenfache wachsen. Neben der Quelle, zwischen Weidenbüschen, findest du ein Schwert. Es ragt nur mit der Spitze aus der Erde. Zieh es heraus und schnalle es dir um, und wenn du im Kampf ermüdest, mußt du bloß sagen: ‚Aus der Scheide, Schwert!‘, und es kämpft allein für dich weiter. Doch all dies wird dir nicht viel nützen, denn ich sage dir, die Kraft des Drachenkönigs ist unermesslich. Ich gebe dir auch noch drei Flaschen mit kraftspendendem Getränk. Solltest du es brauchen, so trink zuerst aus der kleinsten Flasche, dann aus der



mittleren und zuletzt aus der großen. Vielleicht kannst du den Drachenkönig auf diese Art schließlich doch besiegen.“

Die Königin berührte die Eichhörnchen mit ihrer goldenen Peitsche und verschwand, als hätte sie der Erdboden verschluckt. Der Königssohn blieb mitten im Weg stehen, berührte die drei goldenen Haare mit dem Strick, und plötzlich stand ein wunderschönes, stahlgraues Zauberroß vor ihm, und der Strick verwandelte sich in ein goldenes Zaumzeug, das über und über mit Diamanten besetzt war, die so stark funkelten, daß es im dichten Wald plötzlich taghell wurde.

Der Königssohn stieg in den Sattel, und ehe er sich's versah, war er auch schon am Fuß des hohen Berges. Da badete er in der Quelle und hatte plötzlich goldene Haare und fühlte sich siebenmal stärker als vorher. Er ging zu den Weidenbüschen und fand dort tatsächlich das Schwert, zog es aus der Erde, umgürtete sich damit und schwang sich wieder auf sein Zauberroß.

Dieses flog wie der Wind, ja sogar noch schneller, und stampfte plötzlich auf. Da öffnete der Königssohn

die Augen und sah, daß das Zauberroß vor einer kupfernen Brücke stehengeblieben war.

„Was ist, mein liebes Roß?“

„Nichts, mein lieber Herr, wir sind bei der Kupferbrücke angelangt. Ruh dich ein wenig aus, denn siehe, diese zwei Drachen bewachen die Brücke, und wenn du sie nicht besiegst, kommst du nicht ins Drachenland.“

Der Königssohn ruhte sich aus, dann ritt er zur Kupferbrücke, und schon waren die beiden Drachen zerhackt. Da sprang er über die Brücke mitten hinein ins Drachenland. Dort stand auf einer Seidenwiese das Diamantschloß des Drachenkönigs. Die Wiese wurde gerade mit goldenen Sensen gemäht und das seidige Gras mit diamantenen Heugabeln zu großen Haufen aufgeschichtet, und plötzlich erblickte er auch die wunderschöne Drachen-Rosa, die traurig unter einem Baum saß.

Der Königssohn mit den goldenen Zähnen ritt zu ihr hin, grüßte ehrerbietig, wie es sich gehört, und sprach zur wunderschönen Drachen-Rosa:

„Weine nicht, sei nicht traurig, schöne Drachen-Rosa, denn siehe, ich bin gekommen, dich zu befreien.“



Sie aber antwortete traurig:

„Du bist vergebens gekommen, du kannst getrost gleich umkehren, denn mich wirst du niemals befreien können. Ich muß hier verwelken.“

„Ist der Drachenkönig zu Hause?“ fragte da der Königssohn.

„Nein“, antwortete die wunderschöne Drachen-Rosa, „aber zu Mittag kommt er nach Hause, und dann wehe dir, armer Königssohn.“

„Komme es, wie es wolle, schöne Drachen-Rosa“, sprach der Königssohn. „Meiner Mutter hat ein Greis vorausgesagt, daß du meine Frau werden sollst. Nun bin ich gekommen, dich zu holen. Willst du, daß ich dich befreie?“

„Ach, wie sollte ich nicht!“

„Nun den, wenn du es wünschst, werde ich dich mitnehmen!“

Bevor der Drachenkönig heimkehrte, verriet die schöne Drachen-Rosa dem Königssohn, daß im Keller ein Faß stand, in dem wahrscheinlich die Kraft des Drachenkönigs verborgen war, denn er pflegte daraus zu trinken.

Da sprach der Königssohn:

„Bring mir einen Krug voll davon, ich will es sogleich ausprobieren.“

Die schöne Drachen-Rosa lief in den Keller, füllte einen Krug, kam wieder herauf und reichte ihn dem Königssohn. Kaum hatte er davon getrunken, fühlte er auch schon, daß er tatsächlich stärker war als vorher.

Um die Mittagszeit kam auch der Drachenkönig auf seinem Zauberroß, und als er in den Hof ritt, erblickte er den Königssohn mit den goldenen Zähnen.

„Du kommst gerade zur rechten Zeit“, rief der König, „ich habe auf dich gewartet. Heute nacht habe ich im Traum gesehen, daß du kommen wirst. Komm nur gleich mit zur Bleitenne, laß sehen, welcher von uns beiden stärker ist.“

So gingen sie denn zur Bleitenne. Dort spaltete der Drachenkönig mit seinem Taschenmesser einen Felsen, warf die eine Hälfte dem Königssohn zu und sprach:

„Nun, Königssohn mit den goldenen Zähnen! Zerbröckle dieses Felsstück so wie ich, dann glaube ich, daß du stärker bist.“

Damit zerrieb er seine Hälfte zu Mehl.

„Das ist doch noch gar nichts“, sagte der Königssohn und zerdrückte seine Hälfte, daß Wasser daraus tropfte.

„Ich sehe, daß du ein starker Bursche bist“, sagte der Drachenkönig. „So laß uns denn kämpfen. Ich will nur schnell in den Keller laufen und mein Schwert holen.“

„Laß das!“ rief der Königssohn. „Bleib hier, laß uns ohne Schwerter kämpfen!“

„Meinetwegen auch ohne Schwerter“, sagte der Drachenkönig, packte den Königssohn und stieß ihn bis zu den Knien in die Bleitenne.

Doch der Königssohn, nicht faul, sprang sofort aus dem Loch, wirbelte den Drachenkönig herum und stieß ihn bis zur Hüfte in die Tenne.

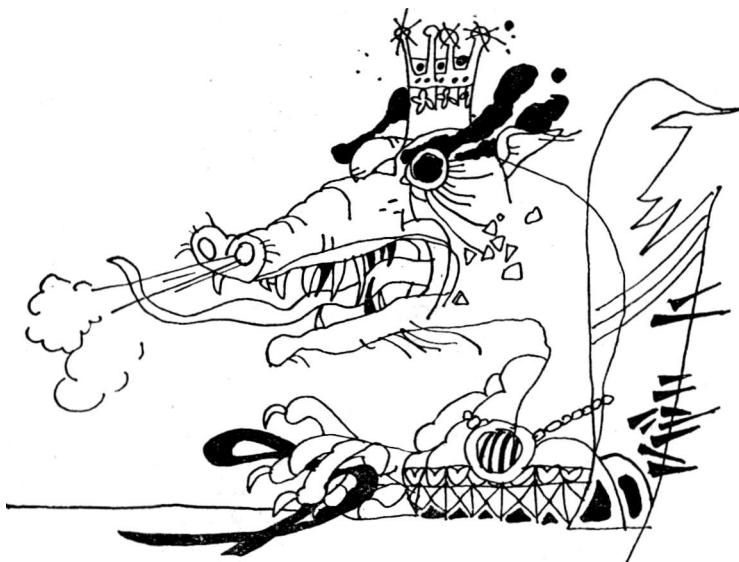
Der Drachenkönig gab sich aber auch nicht so leicht geschlagen, sprang heraus und stieß den Königssohn bis zum Hals hinein.

„Na wart nur, ich werd's dir schon zeigen!“ schrie da der Königssohn, sprang heraus, packte ihn und warf ihn so heftig zu Boden, daß er bis zur Nase in der Bleitenne versank. Nun konnte der Drachenkönig nicht mehr heraus und bettelte um sein Leben. Der Königssohn aber sprach:

„Nicht dein Leben will ich, sondern die schöne Drachen-Rosa.“

Damit wandte er sich dem Schloß zu, kam aber nicht einmal bis zur Tür, denn der Drachenkönig, dem es gelungen war, auch aus diesem Loch zu klettern, holte ihn ein und verstellte ihm den Weg.

„He, Königssohn mit den goldenen Zähnen, laß uns noch einmal kämpfen!“



Diesmal holte der Königssohn seine drei Flaschen hervor, leerte sie alle in einem Zug und stürzte sich dann auf den Drachenkönig. Sie kämpften nicht lange, da biß der Drachenkönig ins Gras.

Ei, war da die schöne Drachen-Rosa aber froh, und der Königssohn mit den goldenen Zähnen war auch nicht gerade traurig. Die schöne Drachen-Rosa berührte das Diamantschloß mit einem goldenen Stab, verwandelte es in einen schönen, runden, diamantenen Apfel und steckte ihn in den Busen. Dann stiegen sie aufs Roß und waren auch schon — hipp-hopp — im Feenland, mitten im Schloß der Feenkönigin. Dort hielten sie große Hochzeit und zogen danach in die Heimat des Königssohnes, ins Märchenland. Hier hielten sie wieder Hochzeit, aber eine ganz, ganz große! Ich war auch dabei, bekam einen Froschschenkel und blieb trotzdem hungrig.

Und wer's nicht glaubt, der soll das Gegenteil beweisen!

Der Speckbaum

Es war einmal ein König, der hatte einen Baum, auf dem jeden Tag eine Speckseite wuchs. Doch er hatte nicht viel Freude daran. Vergebens ließ er Nacht für Nacht den Baum von einem ganzen Regiment bewachen, der Speck wurde trotzdem gestohlen. Niemand wußte, ob der Dieb ein Mensch oder ein Tier war, denn die Wachen fielen um Mitternacht jedesmal in tiefen Schlaf. Der König grämte sich sehr, weil er befürchtete, in seinem Leben nie mehr nach Herzenslust Paprikaspeck essen zu können. Eines Morgens nun sagte der älteste seiner drei Söhne:

„Gnädiger Vater, ich werde den Speck selbst bewachen.“

„Gut“, sagte der König, „versuch es, aber wenn es einem ganzen Regiment nicht gelungen ist, wird es dir noch viel weniger gelingen.“

Als es Abend wurde, ging der Königssohn in den Garten, doch um Mitternacht schlief er ein, und am Morgen war der Speck wieder weg. Am nächsten Abend versuchte der mittlere Königssohn sein Glück, doch es erging ihm ebenso. Am dritten Tag kam auch der jüngste Königssohn und bat seinen Vater, ihm zu erlauben, den Speck eine Nacht lang zu bewachen. Da lachten ihn seine Brüder aus: Ach, der Grünschnabel, der Milchbart, wenn wir ihn nicht bewachen konnten, wird er es können!

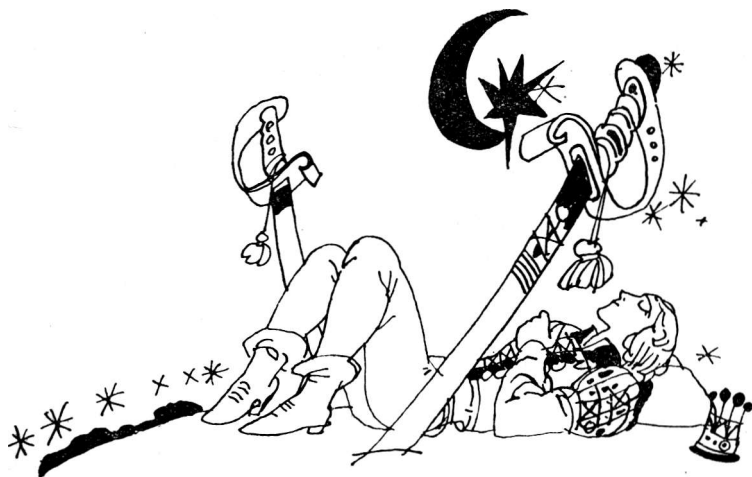
Lacht nur, dachte der jüngste Königssohn und bettelte so lange, bis sein Vater schließlich sagte:

„Also gut. Versuch auch du dein Glück.“

Wie freute sich da der jüngste Königssohn! Als es dämmerte, nahm er zwei Schwerter, ging in den Garten, steckte sie in die Erde und setzte sich dazwischen. Er dachte: falls ich einschlafe und auf die eine oder andere Seite falle, schneide ich mich an den Schwertern und wache auf. Um Mitternacht strich ein Lüftchen über seine Augen, worauf er sofort einschlief; er wachte aber im selben Augenblick auf, denn er hatte sich auch schon an einem der Schwerter geschnitten. Er sprang auf und erblickte einen weißhaarigen alten Mann, der den Speck gerade wegschleppen wollte. Da schrie er aus Leibeskräften:

„Heda, Onkelchen! Nicht Ihr habt diesen Speck gepflanzt!“

Doch der Alte würdigte ihn keines Blickes und verschwand durch ein kleines Loch unter der Erde. Da ging der Königssohn nach Hause und erzählte seinen Brüdern, was geschehen war; er bat sie, ihn an einem Seil ebenfalls hinunterzulassen, denn er würde keine Ruhe haben, bis er den Dieb nicht gefunden hätte. Seine Brüder ließen ihn also hinunter, vorher aber sagte er ihnen:



„Hört, ich steige nun hinab; wenn ihr mich aber nicht wieder heraufzieht, verfluche ich euch: der eine möge Schweinehirt, der andere Stiefelknecht werden!“

Er kam unten an und ging und ging, bis er am Abend endlich zu einem Häuschen gelangte. Da trat er ein, und siehe da, drinnen saßen ein blinder Mann und eine blinde Frau. Er sagte nichts, schlich zum Bett und versteckte sich darunter. Die blinde Frau kochte dreimal täglich Maisbrei und Kümmelsuppe, doch immer nur soviel, daß die zwei gerade satt wurden. Vom vielen Wandern war der jüngste Königssohn aber recht hungrig geworden, und als nun die blinde Frau den Maisbrei auf den Tisch stellte, kam er unter dem Bett hervor und aß die Hälfte davon, und von der Kümmelsuppe auch. Nachdem sie den Maisbrei bis zum letzten Bissen verzehrt hatten, sagte der blinde Mann:

„Weib, du hast heute weniger Maisbrei gekocht, denn ich bin nicht satt geworden.“

Die Frau bestand aber darauf, daß sie genausoviel wie sonst gekocht habe. Das Ende des Wortwechsels war, daß sie noch einen Maisbrei kochte. Der Königssohn aß auch diesen zur Hälfte, und der blinde Mann wurde wiederum nicht satt. Da kochte die Frau zum drittenmal, doch der Königssohn aß auch diesmal von allem die Hälfte, und der arme Blinde blieb weiterhin hungrig. Die blinde Frau schwor, jedesmal ein volles Maß Maismehl gekocht zu haben.

„Na, dann ist hier ein Fremder“, sagte der blinde Mann und rief laut: „Wer ist in meinem Haus? Er soll antworten, wenn ihm sein Leben lieb ist, sonst lasse ich das Haus über seinem Haupt zusammenstürzen.“

Da erschrak der Königssohn; er kroch sofort unter dem Bett hervor und sagte ängstlich:

„Ich bin's, lieber Pate.“

„Du? Warum sagst du's denn nicht gleich? Gut, daß du gekommen bist; wir warten schon seit langem auf dich. Weib, koch noch einen Maisbrei!“

Während der vierte Maisbrei kochte, fragte der Königssohn den blinden Mann, ob der Speckdieb nicht vielleicht diesen Weg genommen habe.

„Doch, der ist hier vorbeigekommen“, sagte der blinde Mann „ich weiß aber nicht, wo er zu Hause ist. Irgend jemand wird dir schon den Weg weisen.“

Der jüngste Königssohn verschlang den Maisbrei, dankte für das gute Abendessen und ging weiter.

Er ging und ging, bis er zu einer Kupfermühle kam. Darin wohnte ein Kupfermädchen. Da trat er ein, bat um Unterkunft, und das Kupfermädchen beherbergte ihn gern. Die beiden jungen Leute fanden auch gleich solchen Gefallen aneinander, daß sie bald sagten: „Du bist mein, und ich bin dein!“ Die Sache hatte aber einen Haken, denn das Mädchen sagte, es könne nur dann seine Frau werden, wenn er den Greis, das heißt den Speckdieb, umbringe und sie hiermit vom Fluch befreie.

„Also gut, wenn du meinst“, antwortete der Königssohn, „ihn such ich ja sowieso auf Teufel komm raus. Weißt du vielleicht, wo er wohnt?“

„Das nicht“, antwortete das Kupfermädchen. „Geh aber zur Silbermühle, dort wohnt das Silbermädchen, die wird dir den Weg schon weisen.“

Da ging der Königssohn weiter und gelangte auch glücklich zur Silbermühle. Da wohnte das Silbermädchen, das siebenmal schöner war als das Kupfermädchen! Er bat auch hier um Unterkunft, verliebte sich augenblicklich in sie und verlangte sie ebenfalls zur Frau. Das Silbermädchen sagte ihm das gleiche wie das Kupfermädchen und zeigte ihm den Weg zur Goldmühle.

Da ging der Königssohn auch zur Goldmühle und traf dort ein so wunderschönes Goldmädchen, daß er vor lauter Staunen bis zum Morgen kein Wort hervorbringen konnte. Am Morgen aber sagte er ihr dann doch, was er vorhatte, und das Goldmädchen erwiderte:

„Du bist zur rechten Zeit gekommen, der Dieb ist soeben nach Hause gegangen. Du wirst ihn dort antreffen. Aber dieser Greis ist so stark, daß er bis jetzt noch jeden besiegt hat. Ich gebe dir einen goldenen Ring, steck ihn dir an den Finger, halt aber deine Hand so, daß ihn der Greis nicht sehen kann. Wenn du merkst, daß er dich bezwingt, bitte ihn, er soll dich verschnaufen lassen, und er wird es dir gestatten; drehst du nun ganz rasch am Ring, so wirst du ihn bestimmt besiegen.“

Der Königssohn dankte für den Ring und den guten Rat, setzte aber seinen Weg nicht fort, ehe das Goldmädchen ihm nicht ebenfalls versprach, seine Frau zu werden, falls er glücklich zurückkehren sollte. Denn das Kupfermädchen und das Silbermädchen waren zwar beide sehr schön, doch das Goldmädchen war schöner noch als eine Fee! Der Königssohn gedachte, das Kupfermädchen seinem älteren und das Silbermädchen seinem mittleren Bruder zu geben, das Goldmädchen aber für sich zu behalten. Als sie ihm nun ihr Wort gegeben hatte — denn auch ihr hatte der schmucke Königssohn recht gut gefallen —, hüpfte ihm das Herz im Liebe vor Freude darüber, daß eine so schöne Maid seine Gemahlin werden sollte, und geschwind wie der Wind eilte er zum Hause des alten Mannes. Er trat ins erste Zimmer, doch da war niemand; er trat auch ins zweite und schließlich ins dritte: keine Seele; er durchquerte sechs Zimmer, ohne jemanden zu finden, bis er endlich im siebenten den Speckdieb fand. Der Speck hing vom Balken, und der Greis wetzte gerade sein Messer, um sich ein Stück davon abzuschneiden.

Da rief der Königssohn laut:

„He, Gevatter, eßt nicht von diesem Speck, denn nicht Ihr habt den Speckbaum gepflanzt! Laßt uns kämpfen!“

„Gut“, sagte der Alte, „den Speck werde sowieso ich essen. Ich kann zehn solcher Burschen wie dich niederringen, noch ehe ich davon gegessen habe!“

Sie rangen miteinander, und der Greis war tatsächlich viel stärker; als der Königssohn fühlte, daß er keine Kraft mehr hatte, bat er um eine Ruhepause.

„Sieh mal einer an! Sonst vielleicht noch was?“ brummte der Greis. „Hier, nimm Speck, Brüderchen, und stärke dich.“

Er gab ihm ein Pfund Speck, den Rest verschlang er selber bis auf den letzten Bissen. Währenddessen drehte der Königssohn den Ring an seinem Finger und forderte den Greis erneut zum Ringkampf auf.

„Wenn dir dein Leben gar nicht lieb ist, komm“, sagte der Greis, und sie fielen wieder übereinander her. So kämpften sie wohl eine Stunde, aber keiner konnte den andern niederringen. Da sammelte der Königssohn



seine ganze Kraft und warf den alten Mann so heftig zu Boden, daß dieser bis zum Hals in der Erde versank. Dann nahm er sein Taschenmesser, schnitt dem Greis eine Haarsträhne ab und trat den Rückweg an.

Er eilte zur Goldmühle und rief dem Goldmädchen schon von weitem freudig zu:

„Nun gehört die Welt uns!“

Das Goldmädchen gab ihm eine Goldrute, damit berührte er die vier Ecken der Goldmühle, die sich daraufhin in einen Goldapfel verwandelte. Den steckte er in die Tasche und setzte seinen Weg mit dem Goldmädchen fort. Auf die gleiche Weise verfuhr er mit der Silbermühle und der Kupfermühle. Daraufhin trat der Königssohn mit den drei Mädchen und den drei Äpfeln den Heimweg an.

Sie gelangten zum Erdloch. In den Korb, in dem die beiden Königssöhne ihren Bruder hinuntergelassen hatten, wurde nun zuerst das Kupfermädchen gesetzt, und die Königssöhne zogen es hoch. Was machten sie da für große Augen, als sie es erblickten, und sie verliebten sich beide so heftig in das Kupfermädchen, daß sie sich seinetwegen fast in die Haare geraten wären. Schließlich einigten sie sich dahingehend, daß der älteste

Königssohn es heiraten sollte. Nun ließen sie den Korb wieder hinab und zogen das Silbermädchen hoch. Da freute sich aber der mittlere Königssohn, daß er das Kupfermädchen seinem Bruder überlassen hatte, und verlobte sich gleich mit dem Silbermädchen.

Wieder ließen sie den Korb hinunter, und diesmal zogen sie das Goldmädchen herauf. Ei, du liebe Zeit, was kam denn da! Nun wollten sie beide das Goldmädchen haben und bereuten ihre voreilige Wahl. Sollte die Schönste diesem Milchbart gehören? Das wollten sie ihr Leben lang nicht zulassen. Sie beschlossen, ihn nur bis zur halben Höhe hochzuziehen und dann fallenzulassen, damit er zugrunde gehe.

Der jüngste Königssohn war aber auch nicht gerade mit Dummheit geschlagen. Er ahnte, was seine Brüder vorhatten, und legte probeweise einen großen Stein in den Korb.

Er hatte richtig gehandelt, denn sie ließen den Korb tatsächlich fallen, so daß der Stein sieben Ellen tief in die Erde drang.

Ei, da grämte sich der jüngste Königssohn, und in seiner Not ging er zurück zum blinden Mann. Er klagte ihm sein Leid und erzählte, wie es ihm ergangen war. Wie sollte er nun wieder auf die Erdoberfläche gelangen?

„Sei nicht traurig, liebes Patchen“, sagte der blinde Mann, „ich weiß, daß dein Vater ein armer Mann ist, darum gebe ich dir eine Elle, eine Schere und eine Nadel. Du wirst sie noch gut gebrauchen können. Du mußt nur soviel sagen: ‚Miß gut, meine liebe Elle, schneide gut, meine liebe Schere, nähe gut, meine liebe Nadel!‘, und sie werden dir Kleider nach deinem Wunsch machen. Wenn du aber hinaufgelangen willst in die andere Welt, geh nach links auf jenen Berg. Auf dem Gipfel des Berges wirst du einen hohen Baum mit einem Milannest finden. Der alte Milan fliegt jeden Tag hinauf in die andere Welt, um seinen Jungen Nahrung zu bringen. Sowie er zum Flug ansetzt, halte dich an seinem Schwanz fest, doch gib acht, daß er dich nicht bemerkt, sonst bist du des Todes.“

Der Königssohn bedankte sich für die Gaben, nahm sich auch den guten Rat zu Herzen und gelangte glück-

lieh hinauf in seine alte Welt. Dort setzte er sich neben das Erdloch und überlegte, was nun zu tun sei.

Er beschloß, nicht an den Hof seines Vaters zurückzukehren, sondern sich, in Lumpen gehüllt, in seiner Vaterstadt als Schneiderlehrling zu verdingen.

Währenddessen waren die beiden Königssöhne wieder zu Hause angelangt und hörten nicht mehr auf zu prahlen, wie sie den Greis, den Speckdieb, besiegt und diese drei schönen Mädchen von seinem Zauber befreit hätten. Der König aber freute sich nicht, er grämte sich Tag und Nacht um seinen jüngsten Sohn. Er wartete und wartete, als er aber sah, daß sein Warten vergeblich war, überließ er den Thron, den er ursprünglich seinem Jüngsten zugedacht hatte, seinem ältesten Sohn. Kaum war dieser zum König ernannt, da beschloß er auch schon, das Kupfermädchen zu verlassen und das Goldmädchen zu heiraten. Doch das Goldmädchen wollte ihn nicht heiraten, ehe sie nicht sicher war, daß der jüngste Königssohn, mit dem sie sich verlobt hatte, auch wirklich tot sei. Als der junge König daraufhin drohte, sie überhaupt zu lassen, sagte das Goldmädchen:

„Gut, ich heirate dich. Doch siehe, mein Goldkleid ist zerrissen. Ich werde nur dann deine Frau, wenn du mir ein ebensolches machen läßt!“

Das Goldmädchen wußte nur zu gut, daß man ein solches Goldkleid nur aus dem Goldapfel machen konnte, der bei ihrem Verlobten war. Nun würde sie gewiß erfahren, ob der jüngste Königssohn noch lebte oder nicht!

Der König freute sich, als er den Wunsch des Goldmädchens vernahm. Das war ja sehr einfach! Hatte er doch so viel Gold, daß er gar nicht wußte, was damit anzufangen; ja selbst die Holzlöffel waren bei ihm aus reinem Gold! Er ließ in der Stadt verkünden, daß alle Schneider an den Hof kommen sollten. Na, da staunst du: es kamen auch wirklich alle bis zum letzten! Unter dem Arm brachte jeder seine Elle mit, und sie klapperten mit den Scheren, daß es im ganzen Hof wiederhallte. Auch der Meister des jüngsten Königssohnes war gekommen, denn er war der berühmteste Schneider von allen. Der Königssohn hatte ihn angefleht, den Auftrag des Königs um jeden Preis anzunehmen, um den Rest

werde er sich schon kümmern. Wenn andere hundert Taler verlangten, möge er nur fünfundzwanzig fordern. Wenn andere das Kleid in einer Woche nähen wollten, möge er versprechen, es innerhalb eines einzigen Tages fertigzustellen.

„Ei, was du für Ohrfeigen kriegen wirst, du Naseweis, du!“ frohlockte der Schneider. „Du willst das Goldkleid nähen, du Gelbschnabel, und kannst noch nicht mal einen Flicker richtig annähen!“

Er ging also an den Königshof und wurde auch richtig mit der Anfertigung des Kleides beauftragt. Er kaufte gleich einen Ballen goldenen Tuchs und machte sich mit seinen zwölf Gesellen an die Arbeit. Doch keiner von ihnen getraute sich, das teure Tuch zuzuschneiden. Zu guter Letzt gingen sie dennoch an die Arbeit und schnitten, hefteten und nähten das Kleid nach bestem Können; als es aber fertig war, getraute sich keiner von ihnen, es an den Hof zu bringen. Der jüngste Königssohn aber stahl sich am Abend auf die Wiese, holte den Kupferapfel hervor, berührte ihn mit der Kupferrute und sogleich stand die Kupfermühle vor ihm. Er ging hinein und nahm aus dem Zimmer des Kupfermädchens einen Ballen Kupfertuch, holte Elle, Schere und Nadel hervor und sagte nur soviel:

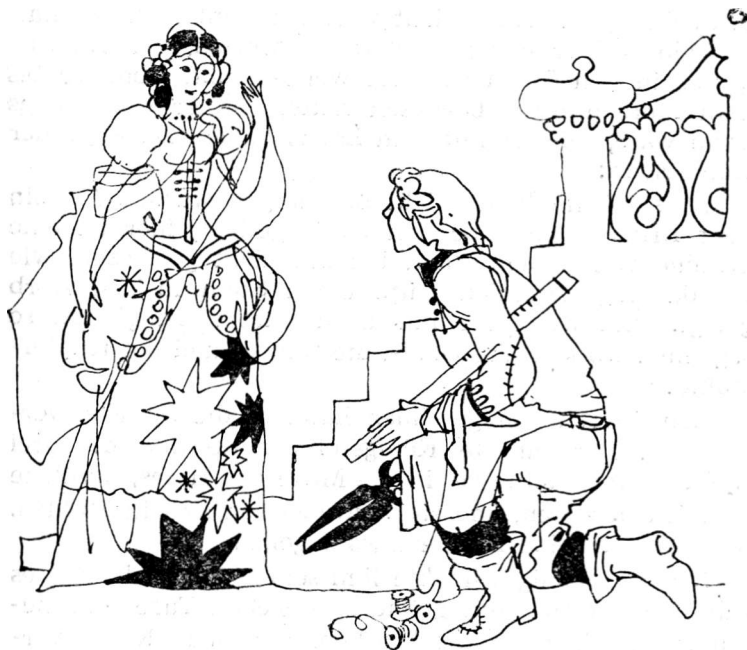
„Miß gut, meine liebe Elle, schneide gut, meine liebe Schere, näh gut, meine liebe Nadel!“ und schon entstand von selbst ein so schönes Kupferkleid, daß jeder, der sich nicht auskannte, es für ein Goldkleid halten mußte. Er ließ aber absichtlich einen kleinen Fehler daran. Dann berührte er die Kupfermühle, die sich daraufhin wieder in einen Kupferapfel verwandelte. Den steckte er in die Tasche, ging nach Hause, hängte das Kupferkleid an den Nagel, legte sich nieder und schlief bis zum nächsten Morgen. Am Morgen sagte er seinem Meister, er hätte das Kleid genäht, sie sollten ihr Glück damit versuchen, vielleicht paßte es. Der Schneider brachte es an den Hof, doch das Goldmädchen bemerkte den Fehler und verlangte vom Schneider, er möge denjenigen zu ihr schicken, der das Kleid gemacht hatte.

Da ging der jüngste Königssohn zum Schloß, konnte aber nicht zum Goldmädchen gelangen, denn die

Knechte jagten ihn davon. Wie sollten sie auch einen so schmutzigen Lehrling hineinlassen? Man stelle sich doch vor: Er könnte ja das wunderschöne, teure Kleid berühren, und man würde es nimmermehr sauberkriegen! Der jüngste Königssohn kehrte um, und der Schneider schickte einen anderen Gesellen, der sich gewaltig herausputzte. Doch diesen schickte nun das Goldmädchen zurück; sie wußte, daß dieses Kleid nur der jüngste Königssohne hatte machen können.

Anderntags nähte der jüngste Königssohn ein Silberkleid, und auch an diesem ließ er einen Fehler. Aber auch diesmal konnte er nicht zum Goldmädchen gelangen, denn wieder verjagten ihn die Knechte.

Am dritten Tag schließlich nähte der jüngste Königssohn ein Goldkleid, und an diesem ließ er keinen Fehler. Ei, wie freute sich da das Goldmädchen, als sie das strahlende Goldkleid probierte. Es stand ihr so gut, als



wäre sie darin zur Welt gekommen. Sie befahl, daß derjenige, der dieses Kleid gemacht hatte, sofort an den Hof kommen sollte. Der Lehrling kam wohl, doch die Knechte wollten ihn abermals verjagen. Diesmal jedoch hörte das Goldmädchen den Lärm und den Streit, ging selbst hinaus und ließ den lumpigen Lehrling herein. Sie erkannte ihn sofort, doch obgleich ihr Herz jubelte, sagte sie nichts, entlohnte ihn nur, und beide taten so, als hätten sie einander nie im Leben gesehen.

Kaum erfuhr der junge König, daß das Goldkleid fertig war, ließ er auch schon die Hochzeit verkünden, doch da sagte ihm das Goldmädchen, daß es ihn nicht heiraten werde, da sein Verlobter noch am Leben sei. Wie freute sich da der alte König, als er erfuhr, daß sein liebster Sohn noch lebte! Er tanzte vor Freude, obwohl er noch kurz vorher schon mit einem Fuß im Grab gestanden war. Man brachte den jüngsten Königssohn, der war aber so verlumpt und schmutzig, daß ihn sein eigener Vater nicht wiedererkannte. Darauf hatten die Brüder nur gewartet; sie schrien, der Bursche müsse in den Turm gesperrt werden, und wenn er bis zum Morgen nicht bewiesen hätte, daß er des Königs Sohn wäre, solle er mit dem Leben büßen. Da sagte der Königssohn:

„Deshalb müßt ihr nicht bis morgen warten. Ich bin euer Bruder. Ich habe den Greis getötet, hier ist eine Strähne von seinem Haar. Ich bin nicht gestorben, wie ihr dachtet, denn ich hatte einen Stein in den Korb gelegt. Und wenn ihr mir auch jetzt nicht glaubt, so sagt mir: wo sind die Gold-, die Silber- und die Kupfermühle?“

Den älteren Königssöhnen hatte es die Sprache verschlagen. Der jüngste Königssohn holte nun die drei Äpfel hervor, stellte sie in die Mitte des Hofes, berührte sie mit den Ruten, und sie verwandelten sich in Mühlen. Nun mußten seine Brüder alles zugeben.

Der alte König schenkte ihm sein Königreich, und es wurde sofort Hochzeit gefeiert — sieben Tage und sieben Nächte lang ununterbrochen. Der neue König ver-

gaß niemanden, auch seine Brüder nicht: der älteste wurde Schweinehirt, der mittlere Stiefelknecht. Als die beiden ihr Handwerk gründlich erlernt hatten, durften sie sich wieder wie Prinzen kleiden, und er erlaubte ihnen, das Kupfermädchen und das Silbermädchen zu heiraten.

Nun waren sie alle drei glücklich, und sie leben vielleicht auch heute noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Das Wasser der ewigen Jugend

Es war einmal alter König, der hatte drei Söhne. Dieser arme König weinte immer mit dem einen Auge, während er mit dem anderen immer lachte, und niemand wußte warum. Da beschlossen die drei Königssöhne, zum Vater zu gehen und ihn darüber zu befragen. Als erster ging der älteste Königssohn, grüßte, wie es sich gehört, und sagte.

„Gnädiger Vater, ich will dich nicht kränken, doch warum weint das eine deiner Augen, und warum lacht das andere?“

Da war der König sehr erzürnt. Er erwiderte nichts, nahm ein Messer vom Tisch und warf es nach seinem Sohn. Zum Glück verfehlte das Messer den Jungen und bohrte sich in die Wand, und der fragte kein zweites Mal, sondern lief so schnell er konnte in den Hof. Draußen fragten ihn seine Brüder:

„Nun, was hat unser Vater geantwortet?“

„Geht nur hinein, ihr werdet es schon auch erfahren!“

Der mittlere Königssohn ging hinein, und es erging ihm genau wie seinem Bruder. Wie von Sinnen rannte er in den Hof hinaus. Doch auch er erwähnte mit keinem Wort, was vorgefallen war. Also ging auch der jüngste hinein. Er blieb bei der Tür stehen und fragte seinen Vater:

„Lieber Vater, warum weint ein Auge immer, während das andere lacht?“

Der König hatte aber gerade eine mächtige Streitaxt in der Hand, die schleuderte er nach seinem Jüngsten, so daß dieser sofort tot gewesen wäre, hätte sie ihn getroffen. Die Axt blieb jedoch in der Wand stecken.

Der Königssohn zog sie heraus, brachte sie seinem Vater, legte sie auf den Tisch und sprach:

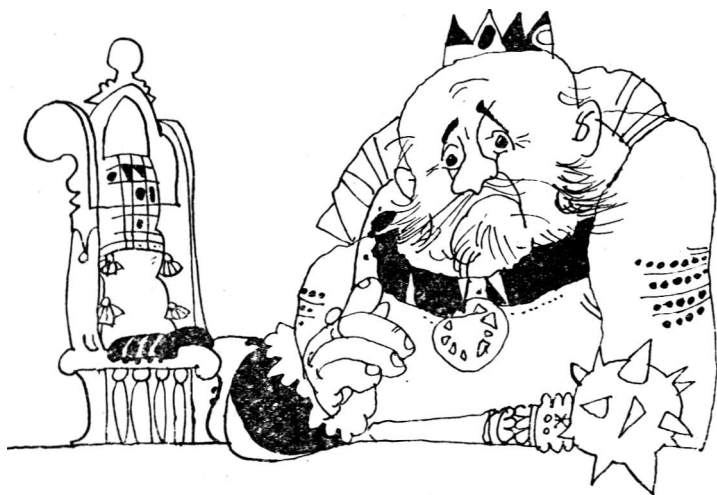
„Hier ist die Streitaxt, lieber Vater. Töte mich, wenn ich dich mit meiner Frage gekränkt habe.“

Da wunderte sich der König, sein fürchterlicher Zorn legte sich, und er sagte zu seinem Sohn:

„Ich sehe, mein lieber Sohn, daß dir der Schreck nicht so leicht in die Glieder fährt. Ich will also deine Frage beantworten. Wisse denn, daß mein eines Auge deswegen lacht, weil ich Freude an euch habe, das andere aber weint, weil ich schon ein sehr alter Mann bin und heut oder morgen sterben werde. Wenn mir aber jemand das Wasser der ewigen Jugend bringen würde und ich noch einmal jung werden könnte, dann würdest du schon sehen, wie beide Augen lachen könnten!“

„Wenn dem so ist, Vater“, sprach der Junge, „so will ich ausziehen und mein eigenes Leben daransetzen, um dir das Wasser der ewigen Jugend zu bringen.“

Damit ging er hinaus und sagte seinen Brüdern, was dem Alten fehlte. Sie beschlossen alle drei, in verschiedene Richtungen aufzubrechen und nicht eher zu ruhen, als bis sie den Quell der ewigen Jugend gefunden hätten.





Dann gingen sie in den Stall, um sich die schönsten und besten Rosse auszusuchen. Die beiden älteren Königs-söhne fanden schnell je ein Roß, das ihnen gefiel, der jüngste aber war wählerischer, und keins wollte ihm so recht gefallen. Während er die Rosse musterte und abklopfte, versetzte ihm ein mageres Fohlen einen Schlag mit dem Schweif ins Gesicht und sagte:

„Höre, Königssohn, willst du was Rechtes, so wähle mich!“

Da dachte er nicht mehr lange nach und wählte das magere Fohlen. Die zwei älteren Königssöhne lachten ihn aus und verspotteten ihn: wer würde wohl wen tragen, das Fohlen ihn oder er das Fohlen? Sie bestiegen ihre prächtigen Rosse und ritten schneller als der Wind davon. Auch das magere Fohlen stolperte irgendwie zum

Hof hinaas und wankte durch die Straßen bis an den Stadtrand. Dort aber sprach es:

„Du bist traurig, mein junger Herr, nicht wahr?“

„Wie sollte ich nicht traurig sein“, sprach der Königssohn. „Meine Brüder sind vielleicht schon am anderen Ende der Welt. Ich werde sie nie mehr einholen.“

„Sei nicht traurig, mein kleiner Herr, du wirst sie schon noch einholen und sogar überholen, denn deine Brüder werden im erstbesten Wirtshaus absteigen und dort mit zwölf in Kutten gekleideten Räubern Karten spielen. Sie werden ihr ganzes Geld und ihre Pferde dazu verlieren, ja selbst ihre Kleider werden sie dem Wirt lassen müssen. Aber auch das wird nicht genügen. Sie werden dort als Knechte dienen müssen.“

Nachdem es so gesprochen hatte, schüttelte sich das Fohlen und verwandelte sich in ein wunderschönes, goldenes Roß mit sechs Beinen.

„Schwing dich auf meinen Rücken, kleiner Herr. Und nun: wie soll ich dich tragen — wie der Vogel, wie der Blitz oder wie der Gedanke so schnell?“

„Wie du willst, mir ist's gleich, wenn ich nur das Wasser der ewigen Jugend finde.“

Da erhob sich das Zauberroß in die Lüfte und flog wie der Gedanke so schnell, ja sogar noch schneller davon. Dann ließ es sich mitten in einem dichten Wald nieder und blieb vor einem kleinen Häuschen stehen. Der Königssohn trat ein und erblickte in einem Winkel eine Alte, deren Nase bis zum Knie reichte.

„Guten Abend, Mütterchen!“

„Dein Glück, daß du mich Mütterchen genannt hast, sonst wäre es dir schlecht ergangen! Welcher Wind hat dichhergebracht?“

Da erzählte ihr der Königssohn, daß er das Wasser der ewigen Jugend suche.

„Ei“, sagte die Alte, „von dem hab ich wohl gehört, wo du es suchen und finden kannst, weiß ich jedoch nicht. Siehst du aber jenen hohen Berg dort? Sein Gipfel reicht bis zum Himmel. Jenseits des Berges, gerade an seinem Fuße, wohnt meine ältere Schwester; die weiß vielleicht mehr als ich. Und wenn du dann das Wasser der ewigen Jugend gefunden hast, bring auch mir ein

Krüglein voll davon. Ich will es nicht umsonst haben. Hier, nimm diese goldene Kardätsche, vielleicht kannst du sie noch gebrauchen.“

Der Königssohn bedankte sich, steckte die Bürste in seinen Ranzen, nahm auch das Krüglein und bestieg sein Roß. Das Zauberroß machte zwei Sprünge, setzte hipp-hopp über den hohen Berg und stand plötzlich vor dem Häuschen. Der Königssohn trat ein und fand in einem Winkel eine noch ältere Frau. Ihre Nase reichte gerade bis zur Erde. Er grüßte, wie es sich gehört:

„Guten Abend, Mütterchen!“

„Dein Glück, daß du mich Mütterchen genannt hast, sonst hätte ich dich glatt verschlungen! Was suchst du hier, wohin nicht einmal die Vögel sich verirren?“

Da erzählte der Königssohn auch ihr, was er suchte.

„Ei, mein lieber Sohn, gehört hab ich wohl von dem Wasser der ewigen Jugend, und ein Krüglein voll davon möcht ich auch gern haben, nur kann ich dir leider nicht sagen, wo du es suchen sollst. Siehst du aber jenen furchtbar hohen Berg dort? Auf der gegenüberliegenden Seite, am Fuße des Berges, wohnt unsere älteste Schwester, die weiß alles auf dieser Welt. Sie wird dir bestimmt den Weg weisen. Hier, mein Sohn, nimm diesen goldenen Lappen, vielleicht kannst du ihn gebrauchen. Vergiß mich aber nicht! Bring auch mir ein Krüglein von dem Wasser.“

Der Königssohn verweilte nicht länger, sein Zauberroß tat zwei Sprünge, und schon waren sie vor dem Häuschen der dritten Alten. Er trat ein und grüßte, wie es sich gehört. Diese Alte war gewiß tausend Jahre alt, wenn nicht noch mehr! Der Königssohn sagte auch ihr, was er suchte.

„Dein Glück, mein Sohn, daß du zu mir gekommen bist. Das Wasser der ewigen Jugend befindet sich im Schloß der Feen-Ilona. Um aber dahin zu gelangen, mußt du durch diesen großen Berg hindurch bis zum Blauen Meer gehen. Dort, im Blauen Meer, sind siebenundsiebzig Inseln, und auf der siebenundsiebzigsten Insel ist das Schloß der Feen-Ilona. Wisse aber, daß sich dieses Schloß unaufhörlich dreht, und daß du nur hineingelangen kannst, wenn dein Roß über die Mauer springt. Paß aber

auf, binde den Schweif deines Rosses fest, denn wenn auch nur ein einziges Haar die Mauer des Schlosses berührt, beginnt das ganze Schloß zu klingen, die Feen erwachen allesamt und erschlagen dich. Sobald du im Schloß bist, wirst du gerade in der Mitte das Schlafzimmer der Feen-Ilona finden. Ihr Bett ist nicht im Himmel und auch nicht auf der Erde, es schwebt zwischen Himmel und Erde. Eine Blumenleiter lehnt am Bett, steige daran hinauf. In einem Käfig über dem Bett ist ein Goldfink, dem binde den Schnabel mit einem goldenen Haar zu, damit er die Feen-Ilona nicht wecken kann. In zwei Ecken des Zimmers sind zwei Quellen; aus der einen sprudelt das Wasser des Todes, aus der anderen das Wasser der ewigen Jugend. Schöpfe aus beiden und bring auch mir ein Krüglein voll von dem Wasser der ewigen Jugend, denn auch ich möchte gern noch einmal jung sein, mein Sohn.“

Und damit gab ihm die Alte einen goldenen Roßspiegel. Der Königssohn dankte recht schön für den guten Rat und das Geschenk, tat so, wie ihn die Alte geheißen, und noch am selben Tag sprang er in das Schloß der Feen-Ilona, ohne daß auch nur eine Seele dessen gewahr wurde. Er ging in ihr Zimmer, und tatsächlich schwebte dort zwischen Himmel und Erde das Bett. Er stieg die Blumenleiter hinauf, und siehe, dort schlief die Feen-Ilona und war mit ihrem langen, goldenen Haar zugedeckt.

Er konnte sich an der schönen Königin nicht sattsehen, doch fiel ihm zum Glück noch rechtzeitig ein, daß er ja nicht ihretwegen hergekommen war. Er hätte sie aber gar zu gern mitgenommen! Schnell band er den Schnabel des Goldfinken mit einem goldenen Haar zu und schöpfte dann aus der Quelle der ewigen Jugend in die Krüglein, vergaß auch nicht, aus der Quelle des Todes ein Krüglein voll zu holen. Und wie er gekommen war, so ging er auch: Er schwang sich geschwind auf sein Zauberroß, hatte jedoch in der Eile den Schweif des Rosses nicht gut zusammengebunden, ein Haar berührte die Mauer, woraufhin das Schloß so laut erdröhnte, daß alle Feen erwachten und dem Königssohn nach-



stürzten. Schnell wie der Gedanke trug ihn das Zauberroß davon, doch plötzlich sprach es:

„Sieh dich um, lieber Herr! Was siehst du? Es muß wohl etwas sein, denn mein rechtes Ohr juckt mich.“

Der Königssohn blickte zurück und sah, daß die Feen sie fast erreicht hatten.

„Es ist aus mit uns, liebes Roß, die Feen kommen!“

„Fürchte dich nicht, mein lieber Herr, wirf nur die Kardätsche nach hinten.“

Der Königssohn warf die Bürste hinter sich, und siehe da, sie verwandelte sich in einen dichten Wald, der die Feen aufhielt. Es vergingen aber kaum ein, zwei Minuten, da sprach das Zauberroß von neuem:

„Sieh nach hinten, mein kleiner Herr, denn mein linkes Ohr juckt mich gar sehr.“

Der Königssohn blickte zurück, die Feen waren ihnen schon wieder auf den Fersen.

„Es ist aus mit uns, liebes Roß. Gleich werden die Feen uns eingeholt haben!“

„Fürchte dich nicht, mein kleiner Herr, wirf nur den goldenen Lappen hinter dich.“

Da warf der Königssohn den goldenen Lappen nach hinten, und, o Wunder, er verwandelte sich in ein ungeheuer großes Meer. Die Feen schrakten zurück, und bis sie wieder zu sich kamen, war das Zauberroß schon weit fortgeritten. Es lief so rasch, daß ihm der Schaum auf den Rücken flog, doch bald sprach es wieder:

„Kleiner Herr, blicke dich um, denn jetzt jucken mich beide Ohren!“

Der Königssohn sah sich um. Natürlich waren es wieder die Feen.

„Na, jetzt ist es um uns aber ganz bestimmt geschehen, liebes Roß, die Feen werden dich gleich beim Schweif packen!“

„Fürchte dich nicht, mein kleiner Herr, wirf nur den Striegel nach hinten.“

Der Königssohn warf den Striegel nach hinten, und dieser verwandelte sich in einen so großen, dichten Wald, daß selbst ein Vogel nicht hätte hindurchfliegen können. Nun konnten die Feen nicht mehr weiter und mußten zornig umkehren.

Als sie sich nun vor den Feen gerettet hatten, gingen sie der Reihe nach zu den drei alten Frauen. Der Königssohn brachte jeder von ihnen ihr Krüglein mit Wasser, sie tranken nur einen Schluck daraus und wurden gleich wieder jung. Dann ritt der Königssohn weiter und kam zu jenem Wirtshaus, wo seine Brüder Geld, Rosse und alles verspielt hatten. Sie waren noch immer dort und arbeiteten für den Wirt, um ihre Schulden abzutragen. Der Königssohn bezahlte ihre Schuld, und sie zogen alle drei heimwärts.

Unterwegs erzählte er ihnen von den glücklich bestandenen Abenteuern. Das gefiel den beiden älteren Königsöhnen aber gar nicht. Sie schämten sich, daß sie vergebens ausgezogen waren. Da berieten sie sich, schnitten ihrem Bruder Hände und Füße ab und warfen ihn in einen Brunnen am Straßenrand. Dann gingen sie nach Hause, brachten ihrem Vater das Wasser der ewigen Jugend und das des Todes und prahlten vor ihm, wie sie alles darangesetzt hätten, um seinen Herzenswunsch zu erfüllen.

Es war aber alles vergeblich, das eine Auge des Königs weinte weiterhin, denn sein jüngster Sohn war nicht heimgekehrt; und die beiden Königssöhne wußten ja auch nicht, welches das Wasser der ewigen Jugend und welches das des Todes war.

Was geschah aber unterdessen mit dem jüngsten Königssohn?

Zum Glück war der Brunnen, in den ihn seine Brüder geworfen hatten, verzaubert. So wuchsen seine verstümmelten Hände und Füße nach, er kletterte aus dem Brunnen und ging nach Hause. Hier verkleidete er sich als Knecht, ging dann zu seinem Vater und bat ihn, als Kutscher arbeiten zu dürfen. Dem König gefiel der Bursche, und er nahm ihn in seinen Dienst auf.

Die Zeit verging, und der alte König wußte nicht, welches das eine und welches das andere Wasser war. Er ließ im ganzen Land verkünden, daß er denjenigen, der es ihm sagen könnte, mit sechs Fuhren Gold belohnen würde. Von überallher kamen sie, ihr Glück zu versuchen, doch vergeblich zerbrachen sie sich die Köpfe, keiner konnte sagen, welches das Wasser der ewigen Jugend und welches das des Todes war. Da trat der Kutscher vor, und der wußte es. Der alte König nahm sogleich einen guten Schluck vom Wasser der ewigen Jugend und wurde im selben Augenblick so jung wie seine Söhne — ein strammer, schöner Bursche!

Da war der König außer sich vor Freude, doch seine Freude währte nicht lange, denn man brachte ihm die Kunde, daß die Feen-Ilona mit all ihren Soldaten aufgebrochen war und eine goldene Brücke von ihrem Schloß zu seiner Stadt hatte bauen lassen. Über diese Brücke wollte sie in die Stadt einziehen und sie samt ihren Bewohnern vernichten, wenn der König ihr nicht denjenigen seiner Söhne schickte, der vom Wasser der ewigen Jugend und dem des Todes geschöpft hatte. Es war nichts zu machen, der König schickte seinen ältesten Sohn.

„Geh, mein Sohn, wenn du tatsächlich dort warst, und bitte die Feen-Ilona um Verzeihung.“

Da ward dem Königssohn aber bang, doch vergebens, er mußte gehen. Er getraute sich nicht, den Fuß auf die

goldene Brücke zu setzen. Gesenkten Blickes ging er an der Brücke vorbei zur Feen-Ilona. Diese fragte ihn:

„Nun denn, warst du in meinem Schloß?“

„Ich war dort“, antwortete der Königssohn.

„Wohlan, dann sage mir, wie und wo steht mein Schloß?“

„So wie die anderen, auf der Erde.“

„Und wo ist mein Brunnen?“

„So wie die anderen, in der Erde.“

„Und mein Bett?“

„So wie alle anderen Betten, auf der Erde.“

„Das ist alles nicht wahr“, rief die Feen-Ilona, „du warst nicht in meinem Schloß! Geh sofort zurück zu deinem Vater und sag ihm, er soll mir denjenigen seiner Söhne schicken, der bei mir war!“

Der Königssohn ging tief beschämt nach Hause, und der König schickte nun seinen mittleren Sohn. Dem erging es aber genau wie seinem älteren Bruder, ja noch schlechter, denn in ihrem großen Zorn ließ die Feen-Ilona ihm fünfzig Hiebe verabreichen.

Der mittlere Königssohn kehrte also ebenfalls tief beschämt heim, und der König war sehr bekümmert. Er sprach überhaupt nicht mehr, und keines seiner Augen lachte mehr, beide weinten. Da ging der Kutscher zu ihm und sprach:

„Gnädiger Herr, ich lege mein Leben in deine Hände. Ich sehe, daß du großen Kummer hast, vielleicht kann ich dir helfen.“

„Du kannst mir nicht helfen, mein Sohn, mein Kummer ist viel zu groß. Ja, wenn mein jüngster Sohn hier wäre, dann würde ich keinen Kummer mehr haben.“

Da sagte der Kutscher:

„Gnädiger Herr, gib mir Kleider aus Purpur und Samt, wie deine beiden älteren Söhne sie tragen, vielleicht wirst du dann getröstet.“

Meinetwegen, dachte der König, komme, was wolle. Und er gab ihm die Kleider seines jüngsten Sohnes. Der Bursche zog sie an, der König sah und sah und rief dann plötzlich aus:

„Du bist es ja, du bist es, mein lieber Sohn!“



Der jüngste Königssohn ging auch gleich vor die Stadt, schwang sich auf sein Zauberroß und ritt über die goldene Brücke.

Als ihn die Feen-Ilona nun von weitem kommen sah, sagte sie zu sich: Dies ist der Richtige. Dieser und kein anderer war in meinem Schloß. Und kaum hatte sie dies gedacht, stand der Königssohn auch schon vor ihr und grüßte, wie es sich gehört. Dann sprach er:

„Hier bin ich, gnädige Königin, ich war in deinem Schloß.“

„Wenn du es warst, so sage mir: Wie und wo steht mein Schloß?“

„Dein Schloß, gnädige Königin, ist auf der sieben- und siebenzigsten Insel des Blauen Meeres, steht auf einem Entenbein und dreht sich unaufhörlich.“

„So ist es. Sag mir nun, wo ist mein Brunnen?“

„Dein Brunnen ist in deinem Schlafzimmer. In zwei Ecken ist je eine Quelle. Aus der einen sprudelt das Wasser der ewigen Jugend, aus der anderen das Wasser des Todes.“

„So ist es. Und wo steht mein Bett?“

„Dein Bett, gnädige Königin, schwebt zwischen Himmel und Erde, und man kann auf einer Blumenleiter hinaufsteigen.“

„Du warst es, du warst in meinem Schloß!“ rief die Feen-Ilona. „Ich bin dein, und du bist mein, nur der Tod kann uns noch trennen!“

Da fand kein Krieg mehr statt, sondern ein großes Fest, ein Hochzeitsfest, und es weinte auch kein Auge des Königs mehr, sondern beide lachten. Er übergab sein ganzes Reich seinem jüngsten Sohn und hatte von nun an nichts anderes mehr zu tun, als mit beiden Augen zu lachen.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Das alte Weib und der Tod

Es war einmal eine alte Frau, älter noch als die Landstraße, ja so alt, daß sie nicht einmal mehr richtig sprechen konnte. Sie wollte aber nicht sterben; die liebte das Leben über alle Maßen. Kinder hatte sie keine und auch sonst niemanden, trotzdem arbeitete sie unermüdlich weiter und sammelte Taler um Taler. Ihre bemalte Truhe war voll Gold und Silber. Das Herz tat ihr weh, wenn sie daran dachte, daß der Tod plötzlich auftauchen und sie — ohne sie zu fragen: willst du oder willst du nicht — mitnehmen könnte. Sie hatte nicht einmal so unrecht, denn eines Tages kam der Tod auch wirklich und sprach zu ihr:

„Bereite dich vor, Alte, ich nehme dich mit.“

Die Alte bat und bettelte:

„Ach bitte, nur noch zehn Jahre!“

„Nein, nein, ich muß dich mitnehmen.“

„Ach bitte, nur noch fünf Jahre!“

„Nein, nein, bereite dich vor, ich habe deinen Namen schon in mein großes Buch geschrieben, ich kann ihn nicht mehr auslöschen.“

Aber die Alte jammerte und bettelte so lange, bis der Tod ihr noch drei Stunden gewährte.

„Gib mir mehr Zeit“, bat die Alte, „hab Mitleid, komm morgen.“

„In Gottes Namen“, sagte der Tod, „es sei.“ Und im Weggehen fügte er noch hinzu:

„Morgen komme ich aber ganz bestimmt!“

„Gut, komm nur“, sagte die Alte, „aber weißt du was? Es wäre doch gut, wenn du mit Kreide auf den Türrahmen ‚morgen‘ schreiben würdest, bloß damit ich es nicht vergesse.“

Der Tod holte also aus seiner Tasche ein Stück Kreide hervor und schrieb auf die Tür: „morgen“. Dann ging er.

Frühmorgens am nächsten Tag kam er. Die Alte lag noch im Bett.

„Los, Alte, deine Stunde hat geschlagen.“

„Ja, wieso denn“, wunderte sich die Alte, „schau doch auf den Türrahmen und lies, was dort geschrieben steht. Heute kannst du mich nicht mitnehmen, sondern erstmorgen.“

„Gut“, sprach der Tod, „dann hole ich dich eben morgen.“

Das ging so ein, zwei Wochen lang. Der Tod kam jeden Morgen um die Alte. Die Alte wies dann jedesmal auf den Türrahmen, der Tod nahm es zur Kenntnis und entfernte sich verärgert. Eines Tages wurde es ihm aber doch zuviel. Er wischte das Geschriebene vom Türrahmen ab und drohte:

„Na warte, morgen nehme ich dich wahrhaftig mit, ich habe nun gar kein Mitleid mehr!“

Du lieber Gott, da kriegte die Alte aber einen gewaltigen Schreck! Sie zitterte wie Espenlaub und suchte überall ein Versteck, wo sie der Tod nicht finden konnte.

„Ich hab’s!“ rief sie plötzlich. Sie hatte einen Trog voll Honig, da legte sie sich hinein.

„Hier findet er mich bestimmt nicht.“

Sie hatte aber auch da keine Ruhe, denn vielleicht fand der Tod sie doch. Sie stieg aus dem Trog, riß ihre Daunendecke auf und verkroch sich darin. Dort blieb sie wohl eine Weile, fand aber auch da keine Bleibe. Sie beschloß, sich ein besseres Versteck zu suchen. Aber gerade als sie aus der Daunendecke herauskroch, trat



der Tod ins Haus. Er schaute und schaute und wußte nicht, was dieses weißgefiederte Ungetüm wohl sein könnte. Da erschrak er gewaltig und lief so schnell davon, daß man ihn nicht einmal mit Honigkuchen hätte wieder zurücklocken können. Das alte Weib aber lebt auch heute noch.

Und morgen soll sie euer Gast sein!

Nyika

Es war einmal ein Hirte, der war ein großer Dieb. Und der hatte einen Sohn, dessen Name war Nyika. Dieser übertraf sogar seinen Vater im Stehlen. Er blieb auch nicht lange bei seinem Vater, sondern zog aus, sein Glück zu versuchen. Er ging geradewegs in die Königsstadt, und dort fragte er niemand danach, ob der König wohl zu Hause sei oder nicht, sondern ging schnurstracks zum Königsschloß und trat auch gleich vor den König. Da fragte ihn dieser:

„Nun, mein Sohn, welcher Wind hat dich hergeweht?“

„Ich bin zu Eurer Majestät gekommen, um zu dienen.“

„Was kannst du denn, mein Sohn?“

„Ich habe das Handwerk meines Vaters erlernt, Majestät.“

„Und welches ist denn deines Vaters Handwerk?“

„Stehlen, mit Verlaub. Niemand übertrifft mich darin in sieben Ländern.“

„Ei, der Donner!“ brauste der König auf, „wie getraust du dich, Dieb, mir unter die Augen zu treten?! Na warte nur! Ich werde dich gleich auf die Probe stellen, damit ich sehe, ob du tatsächlich ein so geschickter Dieb bist, wie du dich rühmst. Eben sind zwölf meiner Knechte mit achtundvierzig Ochsen beim Pflügen; wenn du ihnen die achtundvierzig Ochsen nicht am helllichten Tag stiehlest, laß ich dir den Kopf abschlagen!“

„Gut, Eure Majestät“, sagte Nyika, „ich werde es sofort versuchen.“

Er ging aufs Feld und suchte dort so lange herum, bis er eine Menge junger Rebhühner und einen lahmen Hasen fand. Dann spazierte er in die Gegend, wo des

Königs Knechte pflügten, und ließ den lahmen Hasen und die Rebhühner in der Nähe laufen. Als die Knechte sie sahen, ließen sie die Pflüge stehen und liefen den Rebhühnern und dem lahmen Hasen nach. Die jungen Rebhühner konnten noch nicht gut fliegen, bald liefen sie, bald flogen sie, und auch der Hase kam nur mühsam hoppelnd voran. Hei! weg waren alle zwölf Knechte. Nyika aber trieb die achtundvierzig Ochsen samt Pflügen in den Hof des Königs. Dieser saß gerade auf dem Balkon und rief Nyika zu:

„Mein Sohn, so einen Dieb hab ich, seit ich auf dieser Welt bin, noch nicht gesehen! Höre aber, was ich dir jetzt sage: Im Stall steht ein Schimmel, der einen Stern auf der Stirn hat. Wenn du ihn heute nacht nicht stiehlt, laß ich dir den Kopf abschlagen!“

„Nur keine Angst, Eure Majestät, ich stehle ihn, selbst wenn ein ganzes Regiment Soldaten ihn bewachen sollte“, sagte Nyika.

Der König schickte zwar nicht ein Regiment Soldaten, weil er sich doch geschämt hätte, ließ aber zwei Wachen vor der Stalltür und vier Soldaten im Stall beim Roß aufstellen: zwei hielten den Zaum, einer hielt den Schweif und einer saß im Sattel.

Also gut, Nyika ging nach Hause zu seinem Vater, kleidete sich wie ein Bettler und streifte einen Umhang mit Goldknöpfen über; dann füllte er die eine Hälfte einer zweigeteilten Holzflasche mit Wein, in den Schlafpulver gemischt war, und die andere Hälfte mit Schnaps, in dem ebenfalls Schlafpulver war. Er nahm auch einen Ranzen mit, in den er ein Hanfseil, ein Brot und etwas Speck steckte, und ging am Abend an den Königshof. Er ging schnurstracks vor die Stalltür, tat so, als ob er der König wäre, fuhr die Wachen an, ja gut aufzupassen und die Augen offenzuhalten, damit Nyika sie nicht überliste, und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, ohrfeigte er sie obendrein tüchtig, dann trat er in den Stall. Dort warf er den königlichen Umhang ab und trippelte als alter Bettler zu den Soldaten. Er sagte mit zittriger Stimme:



„Gott segne Euch, Ihr tapferen Herren, gewährt einem alten Bettler hier im Stall Unterkunft, sonst bringt mich die Kälte noch um.“

Die Burschen zeigten sich großherzig, und Nyika setzte sich auf den Bretterboden, holte sein Essen aus dem Ranzen und begann zu essen. Dabei stellte er sich so, als ob er von Zeit zu Zeit einen herzhaften Schluck aus seiner Holzflasche täte.

„Was ist denn in der Flasche, Alter?“ fragte einer der Soldaten.

„Schnaps und Wein. Trinken die tapferen Herren vielleicht? Ich habe mich gar nicht getraut, Euch anzubieten.“

„Ja doch, bietet uns nur an, es wird uns guttun, der König gibt uns sowieso nicht genug zum Trinken.“

So aßen und tranken die Soldaten, soviel sie nur konnten.

„Ei“, sagte der eine, „jetzt müßte der berühmte Dieb Nyika kommen, wir würden's ihm schon zeigen!“

„Ach wo“, sagte Nyika, „der kommt nicht mehr. Der ist sicher schon über alle Berge.“

Die Burschen tranken so lange aus der Holzflasche, bis sie alle schläfrig wurden und auch — der eine hier, der andere dort, der eine sitzend, der andere stehend — bald einschliefen. Das war Nyika recht: den beiden Burschen, die den Zaum hielten, legte er die Hanfschnur in die Hand, demjenigen, der den Schweif halten mußte, drückte er einen Besen in die Hand, und denjenigen, der im Sattel saß, hob er auf den Balken und band ihn dort fest; danach führte er das Roß hinaus. Vorher aber hüllte er sich wieder in den königlichen Umhang und schickte die Wachen weg. Er sagte ihnen, der schlaue Nyika käme sowieso nicht mehr. Dann ritt er mit Windeseile auf dem Schimmel davon.

Gegen Morgen wachten die Burschen auf. Jener, der auf dem Balken saß, sagte:

„Heda, macht Licht, denn ich sitze nicht auf dem Schimmel.“

„Wo denn sonst“, sagte der andere, „ich hab ja seinen Schweif in der Hand.“

„Und wir den Zaum“, sagten die anderen beiden.

„Ei, daß euch der...! Macht Licht und holt mich herunter!“

Also zündeten sie ein Licht an, und tatsächlich: vom Schimmel keine Spur!

Da fluchten sie: Der Nyika hat ihn gestohlen!

Inzwischen war es Tag geworden, und Nyika ritt stolz auf dem Schimmel in den Schloßhof. Der König saß auch diesmal auf dem Balkon und rief ihm zu:

„Mein Sohn, so einen Dieb hab ich nicht gesehen, seit ich auf der Welt bin. Aber höre, freu dich noch nicht, denn wenn du mir nicht in zwei Wochen meine Großmutter aus der Hölle bringst, laß ich dir den Kopf abschlagen!“

Nyika ging nach Hause zu seinem Vater und sagte ihm, was der König wünschte.

„Dann hast du dein Leben verwirkt, denn die Teufel können doch mehr als du.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Nyika.

„So geh und versuch es.“

„Dazu ist noch Zeit, Väterchen!“

Während sie so sprachen, sahen sie einen armen Mann, der zwei Schafe in den Wald trieb.

„Diese Schafe esse ich heute gebraten, Väterchen!“

„Das glaube ich nicht.“

„Doch, Väterchen. Lauft nur voraus in den Wald und macht ein tüchtiges Feuer, den Rest laßt meine Sorge sein.“

Der alte Dieb ging, und Nyika trieb sich ein wenig im Dorf herum und besorgte, nur er weiß woher, einen Ochsenchwanz. Dann gelangte er auf einem Umweg weit vor den Mann mit den Schafen, vergrub an einer sumpfigen Stelle den Ochsenchwanz, so daß man nur die Quaste sah, beschwerte ihn gut mit Steinen und Stöcken, damit man ihn nicht leicht herausziehen konnte, und als sich der Mann näherte, fing er aus Leibeskräften an zu schreien:

„He, Leute, he! Hierher, hierher! Mein Ochse ist versunken, mein teurer Ochse! O weh! O weh!“

Der Mann ließ seine beiden Schafe stehen, lief herbei und fragte, was geschehen sei. Nyika sagte es ihm und bat ihn, den Ochsenchwanz zu halten, bis er Hilfe aus dem Dorfe hole, denn allein könnten sie den Ochsen sowieso nicht herausziehen. Der Mann hielt den Ochsenchwanz gewissenhaft fest. Unterdessen trieb Nyika die beiden Schafe zum Feuer, wo er und sein Vater ihnen das Fell abzogen, sie brieten und sich so sattaßen, daß ihnen die Bäuche fast platzten.

„Väterchen“, sagte Nyika, „ich bin jetzt für ein, zwei Wochen satt, ich gehe nun in die Hölle, um des Königs Großmutter zu holen.“

„Geh, mein Sohn, geh, und gute Reise.“

Nyika machte sich auf den Weg und fing im Wald auch gleich einen jungen Hasen, den nahm er unter den Arm und ging ins Dorf. Dort kaufte er sich zwei Klepper, einen morschen Wagen, Zaumzeug aus Hanfseil, ließ sich beim Schmied einen eisernen Stab anfertigen, sammelte in zwei Säcken allerlei Scherben und trat so seinen Weg in die Hölle an. Aber die Gäule gingen mehr zurück als vor; da nahm er Feuerstein und Zunder hervor, schlug Feuer und steckte den Gäulen glühenden

Zunder in die Ohren. Hei! da galoppierten die Klepper wie der Wind über Berg und Tal, und noch bevor es Abend wurde, waren sie vor der Hölle. Nyika holte die beiden Säcke mit Scherben vom Wagen, schüttete sie vor dem Höllentor aus und begann, mit dem Eisenstab auf die Scherben einzuschlagen. Das gab einen so fürchterlichen Lärm, daß die Teufel fast verrückt wurden und allesamt vor das Tor gerannt kamen. Ganz erschrocken fragten sie Nyika:

„Was willst du hier?“

„Ich baue eine Kapelle vor das Höllentor, damit auch in eurem Land Licht werde!“

„O weh, tu das nicht, lieber geben wir dir eine ganze Wagenladung Gold.“

„Ich brauche euer Gold nicht, gebt mir nur des Königs Großmutter, damit ich sie heimbringe.“

Die gaben sie ihm von Herzen gern, um ihn nur loszuwerden.

Nyika setzte die alte Hexe auf den Wagen und trat den Heimweg an, aber kaum waren sie einen Steinwurf weit gefahren, überlegten die Teufel, daß sie sich von einem Menschen doch nicht so leicht hätten einschüchtern lassen sollen. Sie schickten Nyika einen jungen Teufel nach, damit er die Großmutter zurückhole.

„Gevatter, gib uns das Mütterchen zurück, wir haben uns die Sache überlegt.“

„Ich geb sie nicht her“, erwiderte Nyika.

„Weißt du was, Gevatter? Wir laufen um die Wette. Wenn ich schneller laufe als du, trag ich die Alte zurück.“

„Was? Ich soll mit dir um die Wette laufen? Ich habe einen zwei Wochen alten Bruder, und selbst der läuft besser als du.“

„Laßsehen!“

Da ließ Nyika den jungen Hasen los. Der lief wie der Wind davon, der Teufel ihm nach, er konnte ihn aber nicht einholen. Da ging der Teufel beschämt zurück; Nyika aber setzte seinen Weg mit der Großmutter des Königs fort. Kaum waren sie einen Steinwurf weit gefahren, kam der Teufel schon wieder, diesmal mit



einer zwei Zentner schweren Keule angelaufen und sagte zu Nyika:

„Versuchen wir noch etwas: wer von uns beiden diese Keule höher werfen kann.“

„So wirf denn“, sagte Nyika.

Der Teufel wirbelte die Keule herum und schleuderte sie so hoch, daß sie bis zu den Sternen flog und erst nach sieben Tagen wieder herunterfiel.

„So, jetzt wirf du.“

Nyika ergriff die Keule, konnte sie jedoch nicht vom Fleck bewegen, so schwer war sie; da hob er den Blick zum Himmel und sah lange hinauf.

„Warum siehst du so lange zum Himmel?“ fragte der Teufel.

„Warum? Ich versuche, meinen großen Bruder zu erblicken.“

„Ist denn dein großer Bruder dort oben?“

„Jawohl, er ist der Schmied des heiligen David. Ihm will ich die Keule zuwerfen, er soll mit ihr feurigen Donner schlagen, und der soll die Teufel treffen.“

Da fing der Teufel an zu betteln, er möge doch die Keule lassen, lieber solle er mit der Großmutter des Königs weiterziehen.

„Na also“, sagte Nyika und ließ den Teufel stehen.

Und es liefen ihm auch wirklich keine Teufel mehr nach, und er kam unversehrt an den Königshof. War das aber ein Schreck, als der König seine Großmutter erblickte! Schon von weitem rief er Nyika zu:

„Trag sie zurück, du Teufelsbrut, trag sie zurück in die Hölle!“

„Ich trag sie nicht zurück. Eure Majestät haben befohlen, ich soll sie herbringen, nun, ich hab sie gebracht.“

Da fing der König an zu flehen und versprach Nyika sein halbes Königreich, wenn er nur die alte Hexe wieder zurück in die Hölle bringen wollte.

Da nahm Nyika einen großen Besen und versetzte der alten Hexe rechts und links einen Streich; daraufhin erhob sich ein großer Wirbelwind, ein Wettergeist kam und trug die Alte fort.

Kaum war sie aber weg, bereute der König sein Versprechen. Er hätte Nyika gern auf die eine oder andere Art beseitigt.

Mitten im Hof gab es einen musizierenden Brunnen, dessen schön klingendes Musikwerk nicht mehr funktionierte.

„Höre, Nyika“, sagte der König, „du hast den Teufel im Leib, reparier das Musikwerk meines Brunnens.“

„Von Herzen gern, Majestät.“

Der Brunnen war aber an die hundert Klafter tief, und Nyika mußte bis auf seinen Grund hinabsteigen, um zu sehen, wo der Fehler war. Unterdessen ließ der König eine siebenundzwanzig Zentner schwere Glocke aus dem Turm bringen und über den Brunnen stülpen.

„Na, Nyika, jetzt komm noch heraus, wenn du kannst!“

Als alle dachten, Nyika sei im Brunnen umgekommen, bewegte sich die Glocke plötzlich, und Nyika sprang aus dem Brunnen, die Glocke auf dem Kopf.

„Grüß Gott, Majestät!“

„Nyika“, sagte der König, „einen so starken Mann hab ich noch nicht gesehen, seit ich auf der Welt bin.“



Jetzt will ich nur noch eins, dann geb ich dir auch meine Tochter noch zur Frau. Ich befehle dir, der Königin heute nacht den Ring vom kleinen Finger zu stehlen.“

„Ichtu's!“

Nun gut, es wurde Abend, Nyika nahm einen Kürbis, etwas Ton und Hanf, machte daraus eine Puppe, die ihm sehr ähnlich war, und lehnte sie an die Schlafzimmertür des Königs. Als der König sie sah, nahm er sein Gewehr und — bumm! — schoß er sie nieder.

Ei, da war seine Freude aber groß, war es ihm doch gelungen, den gottlosen Nyika zu vernichten; nun mußte er ihm nicht mehr sein halbes Königreich und seine Tochter dazu geben. Er lief in den Hof hinunter, nahm Nyika — das heißt, die Tonpuppe — und schleppte ihn hinter die Scheune, um ihn zu vergraben. Es hätte ihm nämlich nicht gepaßt, wenn es bekanntgeworden wäre, daß er Nyika umgebracht hatte.

Darauf hatte Nyika aber nur gewartet. Er lief zur Königin und sagte:

„Majestät, gib deinen Ring her, ich soll ihn dem Dieb Nyika unter die Nase reiben.“

Die Königin dachte, es sei ihr Mann, der mit ihr sprach, und gab Nyika den Ring.

Nach geraumer Zeit kam auch der König schweißgebadet zurück.

„Na“, sagte er, „der Dieb hat mir sogar als Toter den Schweiß aus allen Poren getrieben.“

„Was hat er gemacht?“

„Er hat mir den Schweiß aus allen Poren getrieben. Ich hab für ihn eine tiefe Grube ausgehoben und ihn darin begraben.“

„Und hast du ihm auch den Ring unter die Nase gerieben?“

„Welchen Ring?“

„Du hast ihn mir doch verlangt!“

„Ich?!“

„Ja, du!“

„Ich nicht, daß du's nur weißt!“

„Ja, wenn nicht du es warst, so hast du auch nicht Nyika erschossen, und er hat den Ring geholt.“

So war es auch. Am Morgen kam Nyika mit dem Ring und sagte:

„Eure Majestät, hier ist der Ring. Jetzt aber Spaß beiseite, gebt mir Eure Tochter!“

Was sollte der König tun? Er gab Nyika sein halbes Königreich und seine Tochter dazu, sonst hätte jener auch diese noch gestohlen.

Es wurde eine so große Hochzeit gefeiert, daß Wein und Schnaps in Strömen flossen. Und dort hab ich mich dann auch richtig sattgetrunken.

Morgen soll Nyika euer Gast sein!

Der tapfere Kürschner

Ich will euch die Geschichte eines Kürschners erzählen, der so arm war wie eine Kirchenmaus. Oder vielleicht doch nicht gerade so arm, denn er hatte ja noch eine Nadel, eine schlechte Schere, ein zahnloses Weib und so viele Kinder, als Löcher in einem Sieb sind, ja sogar noch eines mehr. Mal hatten sie zu essen, mal nicht. Selbst für Maisbrei reichte es nur sonntags, und auch das nicht immer. Einmal geschah es trotzdem, daß ein Tröpflein Maisbrei auf dem Tisch blieb; darauf sammelten sich so viele Fliegen, daß sie im Handumdrehen einen ganzen Maisbrei hätten vertilgen können.

Da ärgerte sich der Kürschner, daß ihn sogar die Fliegen armfressen wollten, holte aus und schlug zwanzig Fliegen auf einmal tot.

Ei, dachte der Kürschner, bin ich denn so ein starker Mann? Das hätte ich gar nicht gedacht. Da will ich doch mein Glück versuchen!

Er schnitzte sich auch gleich ein Schildchen und ließ mit großen Buchstaben draufschreiben:

ZWANZIG AUF EINEN STREICH!

Das hängt er sich um den Hals und zog in die Welt. Seine Kinder weinten und jammerten und baten ihn, er möge doch ihnen zuliebe bleiben, seine Frau sagte dasselbe, doch der Kürschner war so fest entschlossen zu gehen, daß man ihn nicht einmal angebunden zu Hause hätte halten können. Er glaubte blind daran, daß er dank seiner großen Tapferkeit irgendwo auf diesem Erdenrund noch sein Glück machen werde.

So trat er denn seine Wanderung an, und nachdem er ziemlich weit gegangen war, kam er in einen dichten Wald. Da er aber schon recht müde war, ließ er sich neben einem Brunnen nieder. Und wie er so dalag, kam plötzlich der Teufel mit einer furchtbar großen Büffelhaut, um darin Wasser zu holen. Er erblickte den Kürschner und sah auch das Schildchen mit der Aufschrift.

Ei, dachte er bei sich, das muß aber ein starker Mann sein! Der wäre mir als Knecht gerade recht. Er grüßte auch gleich ganz ehrerbietig:

„Schönen guten Tag, Landsmann!“

„Tag“, antwortete der Kürschner kurz.

„Seid Ihr denn wirklich so stark, daß Ihr zwanzig auf einen Streich erschlagt?“

„Mhm“, brummte der Kürschner.

„Würdet Ihr Euch wohl bei mir als Knecht verdingen?“

„Warum denn nicht, wenn Ihr gut zahlt!“

Sie einigten sich schnell. Der Kürschner verdingte sich für drei Jahre beim Teufel; er sollte bloß Holz und Wasser schleppen und sonst nichts, und, wenn die Zeit abgedient war, einen Sack voll Gold dafür bekommen.

Das besiegelten sie mit einem Handschlag, und der Kürschner sagte:

„Hier ist meine Hand, Gevatter Teufel, sie ist kein Schweinsfuß. Ein Hund, wer sich nicht an die Abmachung hält!“

Daraufhin gingen sie zum Haus des Teufels, der genauso viele Kinder hatte wie der Kürschner, vielleicht sogar zwei mehr.

Als sie ankamen, tranken die Teufelskinder gerade den letzten Tropfen Wasser und drückten dem Kürschner auch gleich die Büffelhaut in die Hand, damit er frisches hole.

O Schreck! Was sollte er nun tun? Die leere Büffelhaut konnte er ja noch irgendwie zum Brunnen schleppen, aber wie weiter, wenn sie dann voll Wasser war? Er hätte sie nicht einmal vom Fleck bewegen können. Während er so hin und her überlegte, wurden

die Teufel ungeduldig und schickten ihm einen von ihnen nach. Da erschrak der arme Kürschner aber gewaltig, und vor Angst begann er, mit einem Holzstück die Erde um den Brunnen herum aufzugraben. Als der Teufel bei ihm angelangt war, fragte er:

„Was machst du denn da, tapferer Kürschner?“

„Ich dachte“, antwortete der Kürschner, „warum soll ich jeden Tag her um Wasser kommen? Ich werde gleich den ganzen Brunnen nach Hause tragen!“

„O weh, tu das bitte nicht“, flehte der Teufel, „denn meine Mutter ist blind und könnte leicht hineinfallen. Lieber schlepp ich das Wasser an deiner Stelle.“

„So ist's recht“, sagte der Kürschner und ließ den Teufel ruhig das Wasser schleppen.

Anderentags schickten sie den Kürschner um Holz und befahlen ihm, drei Klafter auf einmal zu holen. Was sollte er jetzt tun, wo drei Scheite schon zu schwer für ihn waren. Er zerbrach sich den Kopf, doch es kam nichts Kluges heraus. Vor lauter Langerweile begann er, die vielen Klafter Holz, die zerkleinert im Wald herumlagen, Stück für Stück zusammenzubinden. Die Teufel wurden ungeduldig und schickten abermals einen von ihnen, zu ihm. Dieser erreichte den Waldrand, als der Kürschner gerade die Stämme zusammenband.

„Was machst du denn da?“ fragte der Teufel.

„Was? Na, ich werd doch nicht jeden Tag in euren Wald gehen! Ich schlepp gleich alles auf einmal nach Hause!“

Dies sagte er so zornig, daß es dem armen Teufel fast die Sprache verschlug. Er bat den Kürschner, das doch um Gottes willen sein zu lassen, denn wenn er jetzt das ganze Holz nach Hause trage, würden sie es auf einmal verheizen und im Winter keines mehr haben. Er wolle lieber selbst nach und nach das Holz nach Hause schleppen.

Währenddessen packte der Teufel auch schon den Wipfel einer großen Buche und zog ihn herunter, um das Holz an ihren Stamm zu binden. Plötzlich aber begann er zu schreien:

„O weh! O weh! Komm schnell, tapferer Kürschner, halt diesen Ast fest, denn mein Hosenriemen ist zerissen!“

Das konnte ihm der Kürschner nicht gut abschlagen, und er ergriff den Baumwipfel. Kaum aber hatte der Teufel ihn losgelassen, als der Baum auch schon zurückschnellte und den Kürschner an das andere Ende des Waldes neben einen Strauch schleuderte. Aus dem Gebüsch sprang ein Hase und lief davon, der Kürschner ihm nach, und, Zufall oder nicht, der Hase lief in die Richtung, wo der Teufel stand. Da angelangt, tat der tapfere Kürschner so, als wäre er wütend, und schimpfte über den Hasen und den Strauch:

„Nichtsnutziges Tier! Seinetwegen bin ich über den ganzen Wald gesprungen und konnte es doch nicht fangen. Sieh mal einer an!“ und er schalt ununterbrochen weiter.

Zu Hause steckten die Teufel die Köpfe zusammen und beschlossen, den tapferen Kürschner nur noch ein einziges Mal auf die Probe zu stellen, und wenn er sie auch diesmal überlisten sollte, so würden sie ihm den ganzen Lohn auszahlen und ihn nach Hause schicken. Am anderen Tag also schickten sie ihn mit dem stärksten Teufel aufs Feld, um seine Kraft auf die Probe zu stellen. Der Teufel nahm eine Peitsche und eine Keule mit, und als sie auf dem Feld angekommen waren, sagte er:

„Na, du tapferer Kürschner, jetzt zeige, wie stark du bist! Laß sehen, kannst du mit der Peitsche so laut knallen wie ich?“

„Besser, du gibst sie mir gar nicht in die Hand, denn ich knalle so stark, daß dir die Augen aus dem Kopf fallen!“

„Laß sie nur fallen“, meinte der Teufel.

„Knall du zuerst“, sagte der Kürschner.

Da nahm der Teufel die Peitsche in die Hand und knallte damit so stark, daß der Kürschner vor Schreck einen Purzelbaum schlug.

Er konnte sich kaum aufrappeln, sagte aber trotzdem:



„Nun, das war ja kein allzu lauter Knall, Gevatter Teufel. Jetzt bedecke deine Augen, wenn du nicht willst, daß sie dir aus dem Kopf fallen.“

Der Teufel überlegte, daß dies wohl kein Spaß sei, und hielt die Hand vor die Augen. Darauf hatte der Kürschner nur gewartet: schnell packte er die Keule und schlug dem Teufel damit so stark auf den Kopf, daß sie zehn Kübel Wasser auf ihn schütten mußten, bis er wieder zu sich kam.

„Na“, sagte der Kürschner, als er ihn mit Mühe und Not auf die Beine gestellt hatte, „wer kann stärker knallen, Gevatter Teufel?“

„Du, du“, wimmerte der Teufel jämmerlich. „Laß uns jetzt bitte nach Hause gehen.“

Erst jetzt begannen der Teufel und seine Sippe, sich richtig zu fürchten, als sie von der neuesten Tat des tapferen Kürschners hörten. Sie füllten sogleich einen Sack mit Gold und gaben ihn dem Kürschner, damit er nach Hause gehe und sich ja nicht mehr blicken lasse.

„Ja, was denkt ihr denn?“ wettete dieser. „Wenn ihr mich loshaben wollt, müßt ihr mir meinen Lohn nach Hause tragen, sonst bleibe ich, bis die drei Jahre um sind!“

Doch davor fürchteten sich die Teufel ärger noch als vor dem Weihwasser. Lieber schleppten sie ihm den Sack nach Hause, als daß er hier bliebe. Der tapfere Kürschner ging voraus und kam vor dem Teufel zu Hause an. Er schickte seine Frau eilends in die Scheune und bat sie, einen Sack mit Spreu zu füllen und ihn hereinzubringen, wenn der Teufel gerade ankam. Dann sollte sie den Sack auf den Aufboden werfen und sagen: „Sieh nur, lieber Mann, dieser Sack ist voll Gold, denn ich habe gedient, solange du weg warst.“

Die Frau tat, wie ihr Mann sie geheißen hatte. Als der Teufel nun sah, daß auch die Frau des Kürschners so stark war, daß sie einen Sack Gold ohne weiteres auf den Aufboden werfen konnte, warf er den Sack auch schnell hinauf und lief wie von Sinnen davon. Bis zum Waldrand getraute er sich nicht einmal, sich umzublicken. Dort traf er einen Wolf, der fragte ihn:

„Wohin denn so eilig, Gevatter Teufel?“

„O weh! O weh! Frag mich nicht, Gevatter Wolf! Oder hast du noch nicht von dem tapferen Kürschner gehört?“

Und er erzählte ihm, welch großartige Taten dieser Mann vollbracht hatte.

Der Wolf aber lachte schallend, daß der Wald widerhallte. Als er sich nun vom Lachen etwas erholt hatte, ermunterte er den Teufel, zum Kürschner zurückzugehen und ihm das Gold wieder wegzunehmen, der Mann sei doch ein Schwächling.

Der Teufel wollte zunächst nicht so recht, ließ sich aber schließlich vom Wolf überreden, denn er hätte seinen Sack Gold doch allzugern wiedergehabt. Er willigte aber nur unter der Bedingung ein, daß sie gemeinsam ein Joch machen und sich beide darin einspannen würden, denn er hatte Angst, der Wolf könnte ihn im Stich lassen.

Dieser hatte nichts dagegen, denn er wollte dem Teufel einen Gefallen tun. So machten sie ein Joch, spannten sich darin ein und gingen zum Hof des Kürschners.

Dort spielten die vielen Söhne des Kürschners gerade, und als sie den Teufel mit dem Wolf im Joch er-

blickten, meinten sie, er würde ihnen auch den Wolf bringen, und begannen zu schreien:

„Seht nur! Unser Vater hat auch einen Wolf zum Lohnerhalten!“

Und einer rief:

„Wir behalten auch den Teufel! Wir behalten auch den Teufel!“

Da erschrak der Teufel ganz gewaltig und rannte — samt Wolf und Joch — wie um sein Leben. Vergebens versuchte der Wolf, ihn umzustimmen: „Lauf doch nicht weg, du dummer Teufel! Hab keine Angst, du dummer Teufel!“ Der hörte nichts mehr und rannte nur, was das Zeug hielt, bis der Wolf mit dem Kopf gegen einen Baum schlug und das Joch zerbrach; da rannte er allein weiter, und vielleicht rennt er auch heute noch.

Der tapfere Kürschner aber war den Teufel und den Wolf los, und er lebt auch heute noch glücklich mit all den Seinen von dem vielen Gold.



Pengő

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als er nun im Sterben lag, riet er seinen Söhnen, jeden Tag ein Paar neue Stiefel anzuziehen und mit dem Geld ja nicht zu geizen; es würde ihnen nicht leid tun, wenn sie seinen Rat befolgten. Der König starb, wurde prunkvoll begraben, und die Königssöhne zogen tatsächlich jeden Tag ein Paar neue Stiefel an. Aber nach zwei, drei Jahren waren sie dadurch so verarmt, daß sie kaum noch was zu essen hatten, geschweige denn täglich neue Stiefel. Da sagte der älteste Königssohn:

„Seht ihr, wie unklug es war, unseres Vaters Rat zu befolgen? Nun sind wir bettelarm, und unser Land ebenfalls. Was nun?“

„Du hast recht“, sagte der mittlere Königssohn, „wir hätten nicht auf unseren Vater hören sollen. Es hätte gereicht, wenn wir unsere Stiefel täglich geputzt hätten, daß die Leute glaubten, sie seien neu.“

Da sagte Pengő, des Königs jüngster Sohn:

„Klagt nicht, denn unser Vater wußte wohl, was er uns riet. Wären wir nicht verarmt, so wären wir ein Leben lang zu Hause geblieben. So aber müssen wir ausziehen und werden die Welt kennenlernen.“

Es blieb ihnen auch wirklich nichts anderes übrig, als in die Welt zu ziehen. Als sie nun die Stadt verließen, sagte der älteste Königssohn:

„Brüder, ich werde einen Pfeil abschießen, und wo er hinfällt, schlagen wir unser Nachtlager auf.“

Der Königssohn schoß seinen Pfeil ab, und sie gingen einen Tag und eine Nacht lang immerzu, bis sie mitten in einem dichten Wald den Pfeil wiederfanden. Dort

ließen sie sich nieder, aßen zu Abend, und der älteste Königssohn sagte zu seinen Brüdern, er lege sich nicht nieder, er werde in der Nacht Wache halten, damit ihnen niemand etwas zuleide tue.

Die beiden jüngeren Königssöhne schliefen ein, der älteste spazierte auf und ab, da kam plötzlich ein schrecklich großes Wildschwein. Es hatte fürchterliche Hauer, die waren aus reinem Gold. Der Königssohn zückte sein Schwert, tötete den wilden Eber und steckte die Hauer in seinen Ranzen.

Als seine Brüder am Morgen aufwachten, wußten sie nicht, was geschehen war. Der älteste Bruder sagte ihnen auch nichts davon, und sie setzten ihren Weg fort. Sie beschloßen nun, daß der mittlere Königssohn seinen Pfeil abschießen solle, und sie gingen drei Tage und drei Nächte, bis sie den Pfeil fanden.

Da ließen sie sich nieder, aßen zu Abend, der jüngste und der älteste Bruder legten sich schlafen, und der mittlere blieb wach. Kaum waren die beiden eingeschlafen, da stieß aus der Luft ein furchtbar großer Adler herab und griff den Königssohn an; dieser zog im Nu sein Schwert aus der Scheide und spaltete dem Tier den Kopf. Der Adler aber hatte in jedem Flügel eine silberne Feder, die zog der Königssohn heraus und steckte sie in den Ranzen, und als am Morgen seine Brüder aufwachten, sagte er ihnen kein Wort davon, und sie zogen weiter.

Nun schoß der jüngste Königssohn seinen Pfeil ab. Sie mußten sieben Tage und sieben Nächte ohne Aufenthalt wandern, bis sie den Pfeil fanden. Da machten sie ein großes Feuer und ließen sich nieder, und nachdem sie zu Abend gegessen hatten, sagte Pengö:

„Heute nacht halte ich Wache.“

Seine Brüder wollten ihn zunächst nicht lassen, er sei doch noch zu jung dafür, Pengö aber erwiderte, er sei kein Kind mehr, und so hielt er denn Wache.

Als er nun so auf und ab ging, hörte er plötzlich ein trauriges Lied. Wer könnte das sein, was könnte das sein, dachte er und ging der Stimme nach. Er ging so lange, bis er zu einem Bach kam, in dem aber kaum noch Wasser war, und selbst das wenige Wasser floß

nicht mehr. In diesem fast ganz ausgetrockneten Bach zappelte und quälte sich ein Goldfischlein, das sang so traurig und kummervoll. Pengö fragte es:

„Was fehlt dir denn, Goldfischlein?“

„Ach“, sagte das Goldfischlein, „ich habe großen Kummer. Der Bach ist angeschwollen und hat mich weit aus meiner Heimat weggetragen, jetzt ist er wieder gesunken, und ich kann nicht zurückschwimmen und muß hier jämmerlich zugrunde gehen.“

„Das werde ich nicht zulassen“, sagte Pengö, hob das Goldfischlein auf und trug es den Bach entlang so weit zurück, bis er wieder tiefer wurde. Dort setzte er es ins Wasser.

„Hab Dank, daß du mir das Leben gerettet hast, du guter Jüngling“, sagte das Goldfischlein. „Siehe, ich gebe dir zwei von meinen goldenen Schuppen, verwahre sie gut. Wenn du in Not bist, blas darauf, und ich werde dir zu Hilfe kommen.“

Sprach's und schwamm davon. Pengö ging zu seinen Brüdern zurück, doch als er dort ankam, merkte er, daß das Feuer ausgegangen war.

Erschrocken überlegte er, was seine Brüder wohl denken würden, wenn sie nun aufwachten. Sie würden sicher denken, er habe geschlafen, statt Wache zu halten. Er hätte das Feuer gerne wieder angezündet, hatte aber nicht womit; was sollte er nun tun, wohin sich wenden? Er kletterte auf den Gipfel eines großen Baumes und hielt Ausschau nach einem Feuer. In weiter, weiter Ferne sah er eines, und dahin machte er sich auf den Weg. Kaum aber war er losgegangen, kam ihm Väterchen Mitternacht entgegen. Pengö grüßte ehrerbietig:

„Guten Abend, Väterchen. Ich bitte Euch, bleibt nur ein Weilchen stehen, bis ich Feuer hole.“

„Ach, mein lieber Sohn“, sagte Väterchen Mitternacht, „bis du Feuer holst, komme und gehe ich siebenmal, so lange kann ich nicht warten.“

„Wenn Ihr nicht gewillt seid zu warten, dann werde ich Euch wohl dazu zwingen müssen“, sagte der Königssohn. Er hatte in der Tasche starkes Garn, damit band er Väterchen Mitternacht mit den Händen an einen Baum. Er ging weiter, doch kaum, waren zwei, drei Stun-

den vergangen, kam ihm auch schon Frau Morgenrot entgegen. Er grüßte auch diese:

„Guten Morgen, Schwester.“

„Guten Morgen, Königssohn.“

„Bleibt bitte ein Weilchen stehen, Schwester, bis ich Feuer hole.“

„Ach, das geht leider nicht“, sagte Frau Morgenrot, „bis du den weiten Weg zurückgelegt hast, komme und gehe ich siebenmal. Die Menschen können nicht so lange ununterbrochenschlafen.“

„Wenn Ihr nicht wartet, so muß ich Euch eben auch anbinden, Schwester“, sagte der Königssohn und band Frau Morgenrot an einen Baum.

Nun konnte er ruhig weitergehen. Er blieb auch nicht mehr stehen, bis er zu dem großen Feuer kam. Von weitem sah er zwölf Riesen um das Feuer sitzen. Ei, dachte er, hier wird man mir nicht willig Feuer geben. Er nahm seinen Bogen und schoß eine glühende Kohle aus dem Feuer. Doch dann überlegte er es sich und ging hin, damit man nicht sagen könne, er habe das Feuer gestohlen. Er ging also hin und grüßte, wie es sich gehört. Die Riesen dankten ihm und maßen ihn von Kopf bis Fuß. Dann fragten sie ihn:

„Warst du derjenige, der uns die Kohle aus dem Feuer geschossen hat?“

„Ja, ich war es“, sagte Pengö, „doch ich hab’s mir überlegt und bin zu Euch gekommen. Gebt mir um Gottes willen ein Stück brennender Kohle.“

„Von Herzen gern“, sagte der älteste Riese, „dreh uns nur vorher den Braten um.“

Es wurde aber ein Ochse am Spieß über dem Feuer gebraten. Pengö ergriff den Spieß mit dem kleinen Finger und drehte und wendete ihn wie ein Mädchen seine Spindel. Als der Ochse knusprig gebraten war, sagte er:

„Jetzt gebt mir aber Feuer, denn ich bin in großer Eile.“

„Warte noch ein wenig“, sagte der alte Riese; „siehst du dort die schwarze Burg? Auf der Mauer ist ein Hahn, den schieß erst herunter, dann geben wir dir Feuer.“



Pengö zielte, schoß, und der Hahn fiel sofort von der Mauer. Ei, da waren die Riesen so glücklich, daß sie sich vor Freude kaum zu fassen wußten.

„Wie könnt ihr euch denn darüber so freuen?“ fragte Pengö.

„Nun“, sagte der alte Riese, „das sollst du gleich erfahren. Wisse, mein Sohn, wir sind im Dienste des Königs Spannenlang, und als seine Knechte müssen wir jene Burg einnehmen. In der Burg aber wohnt der Schwarze König, und der hat drei schöne, heiratsfähige Töchter. König Spannenlang will die älteste Königstochter heiraten, die mittlere hat er seinem ältesten Sohn zugebracht, der als Adler herumzufliegen pflegt, und die jüngste Königstochter will er für seinen jüngsten Sohn, der als Wildschwein herumläuft. Wir hätten die Burg schon längst eingenommen, doch der verdammte Hahn hat mit seinem Krähen jedesmal die Soldaten aufgeweckt. Nun wird er sie wohl nicht mehr wecken. Du mußt aber trotzdem mitkommen. In der Burgmauer ist nämlich ein Loch, dort schlüpfst du hindurch und öffnest uns das Tor.“

Der Königssohn sagte nichts, er mußte wohl oder übel mit den Riesen gehen; er kroch durch das Loch in

die Burg, und als er drinnen war, sagte er zu den Riesen:

„Ich kann das Tor nicht öffnen. Kommt nur nach, wie ihr könnt, sonst müßt ihr draußen bleiben.“

Was sollten die Riesen da tun? Sie krochen der Reihe nach durch das Loch. Als aber der erste den Kopf hindurchsteckte, hieb Pengö ihn mit seinem Schwert ab und zog den Leib nach; so machte er weiter, bis er allen zwölfen den Kopf abgeschlagen hatte. Dann betrat er das Schloß, ging auf Zehenspitzen durch alle Zimmer und sah, daß die drei Königstöchter jeweils in einem anderen Zimmer schliefen.

Im Zimmer der ältesten Königstochter war eine ganze und eine halb abgebrannte Kerze. Er zündete die ganze Kerze an, die zur Hälfte abgebrannte aber steckte er in die Tasche. Dann ging er in das Zimmer der mittleren Königstochter; von der nahm er ein Seidentuch mit goldenen Fransen. Zuletzt ging er in das Zimmer der jüngsten Königstochter, der zog er den Ring vom Finger. Damit verließ er das Schloß, ging hin zum Feuer der Riesen, nahm rasch etwas Glut und lief zurück zu seinen Brüdern. Unterwegs befreite er noch Frau Morgenrot:

„Geht Eures Wegs, Schwester, und gute Reise.“

Dann befreite er auch Väterchen Mitternacht:

„Geht auch Ihr in Gottes Namen, Väterchen, die Menschen haben genug geschlafen.“

Als es nun graute und seine Brüder aufwachten, prasselte das Feuer schon lustig. Er sagte aber seinen Brüdern kein Sterbenswörtchen, wo er gewesen und wie lange sie geschlafen hatten.

Die drei Königssöhne setzten nun ihren Weg fort, zogen durch sieben Länder und kehrten schließlich in einem Wirtshaus ein. Da waren so viele Gäste, daß sie kaum mehr Platz fanden. Es war aber auch kein Wunder, denn in diesem Wirtshaus konnte jeder, der des Weges kam, so viel essen und trinken, wieviel er nur wollte, ohne einen Heller zahlen zu müssen. Die Bedingung war, daß jeder, der hier einkehrte und aß und trank, vor dem Weggehen seine Lebensgeschichte erzählte. Könnt ihr euch nun vorstellen, wer der Wirt

war? Es war eben jener König, dessen Burg die Riesen hatten einnehmen wollen. Seit Pengö den Riesen den Garaus gemacht hatte, ließ ihn der König überall suchen, denn er wollte wissen, wer der tapfere Held gewesen war, der die Riesen umgebracht hatte. Aber niemand bekannte sich zu der Tat. Deshalb hatte er dieses Wirtshaus eröffnet, um endlich die Wahrheit zu erfahren.

Die Königssöhne traten also ein und aßen und tranken reichlich. Die Königstöchter brachten immer wieder Wein und schenkten den strammen Burschen fleißig ein. Plötzlich begann Pengö zu erzählen. Er hatte seine Geschichte noch nicht zur Hälfte erzählt, da winkte der König seine älteste Tochter heran, sie verschwand, und kurz darauf hielten vor dem Wirtshaus vier mit Gold und Samt ausgeschlagene Kutschen. Vor jede Kutsche aber waren sechs Pferde gespannt.

„Meine lieben Söhne“, sagte der König, „ich hatte nur erfahren wollen, wer die Riesen umgebracht hat. Ihr seid nun alle drei meine Söhne, kommt mit in meine Burg, und noch heute soll die Hochzeit gefeiert werden.“

Sie stiegen paarweise in die Kutschen und fuhren zur Schwarzen Burg, wo eine prächtige Hochzeit gehalten wurde. Der Wein floß in Strömen, und das Festmahl nahm zwei Monate lang kein Ende.

„Seht ihr“, sagte Pengö zu seinen Brüdern, „unser Vater hat nur unser Bestes gewollt, sonst wären wir nicht in die Welt gezogen und hätten vielleicht nicht einmal gewußt, daß es diese drei schönen Mädchen überhaupt gibt.“

„Du hast recht“, sagten die älteren Königssöhne, „unser Vater hat an unser Wohl gedacht. Jetzt wäre es aber an der Zeit, auch nach unserem Land zu sehen.“

„Ja, das wäre gut“, sagten sie und beschlossen, sofort nach Hause aufzubrechen, um zu sehen, ob sich ihr Land nicht aus dem Staub gemacht hatte.

Der König ließ Pferde vor drei Kutschen spannen, sie brachen auf und nahmen auch ihre Frauen mit. In der ersten Kutsche saß der älteste Königssohn. Während sie nun so fuhren, sah er mitten auf dem Weg, im

Schlamm, den König Spannenlang zappeln. Dieser flehte den Königssohn an:

„Zieh mich heraus, Königssohn, ich werde es dir lohnen.“

Der Königssohn aber sagte:

„Ich zieh dich nicht heraus, weshalb bist du da hineingegangen?“ und fuhr weiter.

Hinter ihm kam der mittlere Königssohn, und auch diesen bat der König, ihm zu helfen, doch auch der zog ihn nicht heraus. Der jüngste Königssohn aber ließ anhalten, stieg aus, half dem König aus dem Schlamm und ließ ihn sogar in die Kutsche steigen. Und nun hört, was weiter geschah! König Spannenlang packte plötzlich die Frau des Königssohnes, wickelte sie in seinen sieben Ellen langen Bart und verschwand mit ihr, als hätte der Erdboden ihn verschluckt.

Oh, da war Pengös Herzensnot aber groß! Er sagte zu seinen Brüdern:

„Fahrt nur weiter, ich werde nicht eher ruhn, als bis ich meine Frau wiedergefunden habe.“

Er schickte seinem Schwiegervater die Kutsche zurück und ging zu Fuß weiter. Er zog durch sieben Länder, und wie er so wanderte, kam er auch zu einem Bach. Dort fiel ihm das Goldfischlein ein, und er dachte, vielleicht könnte dieses ihm helfen. Er holte die zwei goldenen Schuppen hervor und blies darauf. Sofort war das Goldfischlein zur Stelle und fragte:

„Was befehlst du, mein Gebieter?“

Pengö sagte:

„König Spannenlang hat mir meine Frau geraubt; könntest du mir nicht sagen, wo sie sich befindet?“

„Das kann ich leider nicht“, antwortete das Goldfischlein, „aber dort, hinter jenem Berg, ist ein weiser Mann, der außer drei Dingen alles auf dieser Welt weiß; vielleicht kann er dir sagen, wo deine Frau ist.“

Da machte Pengö sich auf den Weg und ging und ging und blieb erst vor dem weisen Mann wieder stehen. Dieser saß auf einem großen Felsen, und sein langer, weißer Bart wallte herab. Pengö grüßte ihn ehrerbietig und nannte ihm sein Begehren.

„Ich wußte es, du hättest es mir nicht mehr sagen müssen“, antwortete der weise Mann, „wenn du aber deine Frau wiederfinden willst, so mußt du erst mir helfen. Seit rund hundert Jahren sitze ich auf diesem Stein und kann nicht aufstehen, weil meine Braut samt Ihrem Ring verlorengegangen ist. Wenn du sie findest, bekommst du deine Frau zurück.“

Da fragte Pengö:

„Wo soll ich deine Braut denn finden?“

„Ei, mein Sohn“, sagte der Weise, „das ist es ja, was ich nicht weiß. Denn siehe, es gibt nur drei Dinge auf der Welt, von denen ich nichts weiß, und dieses ist eines davon.“

Traurig ging Pengö zum Goldfischlein zurück und erzählte ihm, wie es ihm beim weisen Mann ergangen war.

„Laß den Kopf nicht hängen“, sagte das Goldfischlein. „Die Braut des weisen Mannes ist auf der Diamantburg. Nimm eine Flasche, füll sie mit Wasser, leg mich hinein und nimm mich mit, wir bringen sie ihm schon zurück.“

Pengö zog los. Er ging über Berg und Tal, durch Wald und Feld, und plötzlich stand er vor der Diamantburg. Da sagte das Goldfischlein:

„Königssohn, merk dir gut: In dieser Burg ist alles schwarz, selbst die Speisen, die man dir anbieten wird, werden schwarz sein. Man möge dir aber was immer antun, dich wie immer quälen, nimm nur weiße Speisen an.“

Pengö betrat die Diamantburg, und siehe da, innen war sie schwarz wie Kohle. Schwarz die Wände, schwarz die Treppen, schwarz die Fenster; er betrat die Zimmer: auch die alle schwarz. Es kamen die Diener: schwarz ihre Gesichter, schwarz ihre Kleider. Sie deckten den Tisch mit einem schwarzen Tischtuch und legten schwarzes Besteck darauf. Dann brachten sie Speisen und forderten Pengö auf zu essen. Doch Pengö rührte nichts an, denn die Speisen waren ja auch alle schwarz. Da füllte sich der Raum plötzlich mit schwarzen Männern und Frauen, die Pengö so stark verprügelten, daß er am Boden liegenblieb. Am nächsten Tag erging es

ihm ebenso. Vergebens nötigten und quälten sie ihn, er rührte die Speisen nicht an.

Es folgte der dritte Tag, und siehe da, die Zimmer wurden weiß, Männer und Frauen in weißen Kleidern kamen und deckten den Tisch mit einem weißen Tischtuch, brachten lauter weiße Speisen und sangen Pengö Lieder, eines schöner als das andere. Jetzt aß Pengö von allem, soviel er nur konnte, und am Morgen sagte das Goldfischlein zu ihm:

„Du hast die Probe gut bestanden. Geh jetzt in den Stall, dort findest du vier schwarze Rosse. Diese Rosse sind aber vier Mädchen. Eines ist die Braut des weisen Mannes, eines jene des Wolfskönigs, eines jene des Adlerkönigs und eines jene des Rabenkönigs. Diese vier Mädchen hat die alte Hexe geraubt, der diese Diamantburg gehört. Denn wisse, dieser alten Hexe macht es Spaß, verlobte Mädchen zu rauben, sie in Rosse zu verwandeln und vor eine Kutsche zu spannen, und nachdem sie sie gut schindet, ersäuft sie sie und holt sich wieder andere. Im Stall wirst du auch die alte Hexe sehen, die sich in eine Wespe verwandelt hat. Sie fliegt mal auf den Rücken des einen, mal auf den Rücken des anderen Rosses. Du nimm aber eine Peitsche in die Hand und schlag auf die Rosse ein. So lange mußt du auf sie einschlagen, auch wenn du die Armen etwas quälst, bis du die Wespe getroffen hast.“

Pengö tat so, wie ihm das Fischlein geraten hatte. Er ging in den Stall, nahm eine Lederpeitsche und schlug auf die Rosse ein, daß diese vor Schmerz laut wieherten und die Dielen zerstampften; endlich gelang es ihm, die Wespe zu treffen. Sie fiel zu Boden und verwandelte sich im selben Augenblick in eine häßliche Alte, die mit lautem Gezeter aus dem Stall rannte und erst am Ende der Welt stehenblieb. Kaum aber war die Hexe weg, verwandelten sich die vier Rosse in vier wunderschöne Mädchen. Pengö zog mit ihnen auch sofort los und führte sie schnurstracks zum weisen Mann. Sie kamen zum Felsen, und der Weise versuchte aufzustehen, konnte aber nicht, obwohl seine Braut nun vor ihm stand.



„Habt ihr den Ring denn nicht auch mitgebracht?“ fragte er.

„Mein Gott“, erschrak das Mädchen, „den hat mir die alte Hexe weggenommen und mit sich fortgetragen.“

Da dachte der weise Mann nach und sagte:

„Ich weiß, daß der Ring nicht mehr auf der Erde ist, sonst müßte ich etwas von ihm wissen. Also ist er entweder in der Luft oder im Wasser.“

Unterdessen waren auch der Wolfs-, der Adler- und der Rabenkönig gekommen, um ihre Bräute abzuholen. Der Raben- und der Adlerkönig sagten:

„Wir können euch nur soviel sagen, daß der Ring nicht in der Luft ist, sonst müßten wir es wissen.“

Da meldete sich das Goldfischlein:

„Dann muß er im Meer sein.“

Es rief im Nu alle Fische zusammen und fragte sie, ob sie nicht vielleicht einen Brautring gesehen hätten. Sie antworteten aber, sie hätten keinen gesehen.

„Seid ihr auch bestimmt alle da?“ fragte das Goldfischlein.

„Der lahme Hecht ist noch nicht hier“, antworteten die anderen.

Da kam endlich auch der lahme Hecht. Das Goldfischlein herrschte ihn an:

„Wo warst du denn, warum hast du dich verspätet?“

Der lahme Hecht erwiderte:

„Ich habe einen Ring im Meer gefunden und ihn im Wirtshausversoffen.“

„Ei, daß dich der...“, rief da das Goldfischlein, „bring ihn sofort wieder her!“

Der lahme Hecht zog unwillig ab, kehrte aber bald mit dem Ring zurück, und sie gaben ihn dem weisen Mann. Dieser erhob sich daraufhin sofort vom Stein und wandte sich an Pengö:

„Deine Frau ist auf der neunundneunzigsten Insel des Meeres beim König Spannenlang. Geh hin, du wirst sie dort antreffen, und wenn sie dich wirklich und wahrhaftig liebt, wird sie herausfinden, wo die gewaltige Kraft des Königs verborgen liegt. Denn seine Kraft ist unermesslich.“

Das Goldfischlein rief auch sogleich einen großen Walfisch herbei, Pengö setzte sich auf seinen Rücken, und so gelangten sie zur neunundneunzigsten Insel.

Als er die Insel betrat, spazierte dort gerade seine Frau vorbei. Sie umarmten und küßten sich freudig, doch zum Schluß sagte sie traurig:

„Du hast dich vergebens herbemüht, mein lieber Gemahl, du kannst mich nicht befreien, denn König Spannenlang verfügt über unermessliche Kräfte, und ich weiß noch nicht, wo er sie verborgen hält.“

König Spannenlang aber hielt gerade seinen Mittagschlaf. Da sagte die Frau zu Pengö, er möge sich irgendwo verstecken, sie wolle trotzdem versuchen, ihm sein Geheimnis mit honigsüßen Worten zu entlocken.

Als sie nun in den Palast zurückkehrte, wachte der König auf. Sie setzte sich neben ihn, streichelte seinen sieben Ellen langen Bart und sprach zärtlich:

„Weißt du, du sagst mir immer wieder, wie sehr du mich liebst, ich kann es aber nicht glauben.“

„Wie könnte ich es dir denn beweisen?“ fragte er.

„Wie? Indem du mir sagst, wo du deine Kraft aufbewahrst, dann könnte ich ja auf sie sorgen.“

Da lachte König Spannenlang.

„Also gut, ich werde es dir verraten: Sie ist in jenem Stück Holz neben der Tür.“

„Mein Gott, wie kannst du sie nur dort halten? Wenn es jemand stiehlt!“ sagte die Frau, ergriff das Holzstück und sperrte es in die Kredenz.

Der König lachte schallend.

„Ich habe dich nur genarrt, meine Kraft ist nicht in jenem Holz, sondern in dem Besen dort!“

„Wenn dem so ist, sperr ich auch den Besen weg“, sagte sie und sperrte den Besen in die Kammer.

Da lachte der König noch lauter.

„Ich habe dich wieder genarrt, denn meine Kraft ist nicht in dem Besen, sondern im Schürhaken.“

Die Frau nahm den Schürhaken, wickelte ihn in ein Tuch und sperrte ihn ebenfalls in die Kammer. Da sagte König Spannenlang schließlich:

„Ich weiß nun, daß du mich wirklich liebst. Wisse denn, daß meine Kraft weder in dem Holzstück noch in dem Besen, noch auch im Schürhaken verborgen ist. Meine Kraft ist weit weg von hier in einem Wald, in einem goldenen Hirsch. Sooft ich schlafe, geht dieser Goldhirsch zum Goldbach, um zu trinken. Würde ihn jemand umbringen, so würde ein Goldlamm aus ihm springen, und dann wäre meine Kraft in diesem. Wenn man auch das Goldlamm erlegen würde, flöge aus ihm eine Goldente. Wenn man die Goldente töten würde, flöge aus ihr ein Goldkäfer, und dann wäre meine Kraft in diesem Goldkäfer. Wenn man aber auch diesen vernichten würde, dann wäre es auch mit meiner Kraft zu Ende.“

Die Frau konnte kaum erwarten, daß der König einschlief. Schnell schlich sie aus dem Palast, lief zu Pengö und erzählte ihm haargenau, was sie erfahren hatte. Pengö ging also in den Wald, und während er da herum-

spazierte, erblickte er einen Wolf und wollte ihn erschießen, doch der Wolf sprach:

„Töte mich nicht, Königssohn, denn mich schickt der Wolfskönig, damit ich dir helfe.“

Pengö ging weiter, und plötzlich überflog ein Adler seinen Kopf. Da nahm er seine Armbrust und zielte auf ihn, doch der Adler sprach:

„Schieß nicht auf mich, Königssohn, denn ich suche ja gerade dich. Der Adlerkönig hat mich zu dir gesandt, damit ich dir helfe.“

Der Königssohn ging weiter, und siehe da, ein Rabe kam auf ihn zugeflogen und sprach:

„Schieß nicht auf mich, Königssohn, denn mich schickt der Rabenkönig, damit ich dir helfe.“

Pengö ging also weiter, dem Goldbach zu. Dort versteckte er sich hinter einem Gebüsch und wartete. Plötzlich erschien der Goldhirsch, spitzte die Ohren, spähte umher, und da er niemanden sah, watete er in den Bach. Er badete und schwamm hin und her. Da hob Pengö seine Armbrust, zielte und schoß einen Pfeil auf ihn ab. Er lief auch gleich hin, doch das Goldlamm war im Nu aus dem Hirsch gesprungen. Der Wolf aber war gleich zur Stelle, sprang das Lamm an und riß es. Aus dem Lamm flog nun die Goldente auf, die aber wurde vom Adler sofort getötet. Aus ihr flog der Goldkäfer. Den aber fing der Rabe, brachte ihn Pengö, dieser band ihn in sein Taschentuch und trug ihn zum Palast des Königs Spannenlang. Dort angekommen, sagte Pengö seiner Frau voller Freude, daß er nun im Besitz der Kraft des Königs sei. Da taumelte dieser aus seinem Zimmer und rief:

„Du hast meine Kraft eingefangen, Königssohn. Wenn du sie mir wiedergibst, schenke ich dir mein ganzes Vermögen.“

Pengö antwortete aber:

„Ich brauche dein Vermögen nicht und außerdem traue ich deinen Worten nicht, denn du hast meine Wohltat schlecht gelohnt.“



Damit warf er den Käfer ins Feuer, wo er zu Asche verbrannte, und, Wunder aller Wunder, vor ihren Augen zerfiel auch König Spannenlang zu Staub und Asche.

„Nun gehört die Welt uns beiden!“ sagte Pengó zu seiner Frau.

Dann zogen sie nach Hause zu ihrem Vater und hielten da ein großes Fest, zu dem sie auch den weisen Mann, den Adlerkönig, den Rabenkönig, den Wolfskönig sowie die beiden älteren Brüder Pengós einluden. Sieben Tage und sieben Nächte erklang fröhliche Musik, und der Wein floß in Strömen. Nach dem Fest schenkte der König Pengó sein ganzes Reich, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Der betrogene Teufel

Es war einmal ein armer Mann, der wollte im Herbst als Tagelöhner Getreide dreschen gehen, denn zu Hause war die Not gar groß, und wenn er nicht etwas Getreide verdienen konnte, so würden er und die Seinen im langen, kalten Winter gewiß verhungern.

Die Sache hatte aber einen Haken: Der Mann hatte keinen Gefährten, der mit ihm dreschen gehen wollte, und man weiß, daß die Wirte einzelne Drescher nicht dingen; die Arbeit geht nur dann lustig voran, wenn wenigstens zwei dabei sind.

Und was denkt ihr, weshalb fand er keinen Gefährten? Deshalb, weil er den ganzen Sommer über an Schüttelfrost gelitten hatte und seine ganze Kraft nun dahin war, so daß er nicht einmal eine Fliege mehr erschlagen konnte.

Was sollte er tun? In seinem Dorf fand er niemanden, also ging er ins Nachbardorf; vielleicht war dort ein Narr zu finden.

Er hatte noch nicht einmal die Hälfte des Weges zurückgelegt, da begegnete ihm der Teufel.

Sie grüßten, wie es sich gehört, und der Teufel fragte:

„Wohin gehst du denn, armer Mann?“

Der arme Mann antwortete:

„Ich, Gevatter Teufel, gehe zur Tenne, aber ich finde keinen Mann, der stark genug ist, um mit mir zu dreschen.“

„Ei wie gut“, freute sich da der Teufel, „sieh mal an, ich möchte auch dreschen gehen und finde keinen Gefährten, der so stark ist wie ich.“

„Dann ist es ja gut“, sprach der arme Mann. „Versuchen wir's zusammen. Geh, hol deinen Dreschflegel, damit wir sehen, was du kannst.“

Der Teufel ging seinen Dreschflegel holen, und der arme Mann kehrte auch in sein Dorf zurück. Zu Hause machte er sich einen Dreschflegel aus Holunderholz und wartete auf den Teufel.

Dieser kam auch bald und brachte einen so großen, eisernen Dreschflegel mit, daß zehn Leute nötig gewesen wären, nur um ihn aufzuheben.

„Versuchen wir es also“, sagte der arme Mann; „ich will mal sehen: Kannst du deinen Dreschflegel über mein Hauswerfen?“

Der Teufel wirbelte den Dreschflegel herum und warf ihn übers Haus, daß die Luft davon erzitterte.

Nun war der arme Mann an der Reihe. Er nahm seinen Dreschflegel aus Holunderholz und warf ihn ebenfalls recht hoch. Zum Glück wehte ein starker Wind, der hob den Dreschflegel hoch und trug ihn fort, daß er nicht mehr gesehen ward.

„Na, Gevatter Teufel“, prahlte der arme Mann, „wirf so wie ich, wenn du kannst! Aber laß jetzt gut sein, ich bin mit deiner Kraft zufrieden, fall bloß nicht um beim Dreschen!“

Sie gingen sofort los und verdingten sich im Nachbardorf dort, wo der Schober am größten war. Der arme Mann machte sich noch schnell einen Dreschflegel aus Holunderholz, dann begannen sie zu dreschen. Zuerst drosch der arme Mann eine Garbe.

Er sagte zum Teufel:

„Siehst du, Gevatter Teufel, so mußt du dreschen, daß die Garbe am Boden haften bleibt.“

Der Teufel schlug mit seiner ganzen Kraft auf die Garbe, daß sie zwei Klafter hoch sprang.

„Oho, das ist kein Schlag! So mußt du schlagen, daß die Garbe sich nicht vom Boden rührt.“

Der Teufel wurde wütend und schlug noch stärker drein. Natürlich sprang die Garbe bis zum Hahnenbalken.

Der Teufel glaubte tatsächlich, daß der arme Mann stärker war als er, und damit dieser ihm nicht kündige, drosch er aus Leibeskräften, so daß er an einem einzigen Tag den ganzen Schober fertig hatte.

Als die Woche um war, bekamen sie ihren Lohn, und der arme Mann sprach:

„Höre, Gevatter Teufel, hier sind zwei Haufen Weizen, siehst du sie?“

„Ich sehe sie“, antwortete der Teufel.

„So nimm denn den größeren Haufen, ich begnüge mich mit dem kleineren.“

Der Teufel, der sich nicht auskannte, freute sich und nahm den größeren Haufen, obwohl der voller Spreu war, und lachte über den armen Mann, den er für dumm hielt. Dann gingen sie nach Hause.

Die Zeit verging, und eines Tages besuchte der Teufel den armen Mann. Dieser bediente ihn mit Brot, und der Teufel konnte nicht mehr aufhören, von dem guten Weizenbrot zu essen.



„Das verstehe ich aber nicht, Gevatter“, sagte der Teufel. „Dein Brot ist wie Kuchen, und meines kann man gar nicht essen. Dabei wird es aus demselben Weizen gebacken.“

„Gevatter“, sprach der arme Mann, „deine Frau kann kein Brot backen. Ich würde es meiner Frau schon beibringen, wenn sie mir kein gutes Brot backen würde!“

Der Teufel ging nach Hause und prügelte seine Frau, weil sie kein gutes Brot backen konnte. Er prügelte sie aber vergebens, denn auch nachher buk sie kein besseres.

Nach ein, zwei Wochen gingen der arme Mann und der Teufel wieder dreschen. Diesmal droschen sie Roggen. Als es ans Teilen ging, sagte der arme Mann:

„Gevatter, nimm du jetzt den kleineren Haufen, diesmal gehört mir der größere.“

Der Teufel willigte ein, der Narr. Beim Roggen aber ist es genau umgekehrt als beim Weizen: Der kleinere Haufen ist voll Spreu und Stroh.

Natürlich buk die Frau des Teufels wieder so schlechtes Brot, daß nicht einmal die Hunde es fressen wollten. Da wurde der Teufel wütend und verpaßte seiner Frau eine solche Tracht Prügel, daß sie sie bis an ihr Lebensende nicht vergaß.

Schließlich gingen sie auch ein drittes Mal dreschen. Sie bekamen nun gemischtes Getreide, und diesmal war wieder der größere Haufen voll Spreu. Der Teufel aber schien klüger geworden zu sein, denn er schlug vor:

„Weißt du was, Gevatter, teilen wir beide Haufen auf zwei.“

Der arme Mann willigte ein, ließ aber seinen großen Haufen stehen und nahm nur seinen Teil vom kleinen Haufen. Der Teufel trug seine beiden Hälften nach Hause, hieß aber seine Frau zuerst aus dem kleineren Haufen Brot backen.

Und was für ein Brot daraus wurde: besser als Kuchen! Selbst der König hätte davon essen können. Nun merkte der Teufel, daß der arme Mann ihn betrogen hatte; und wie er ihn betrogen hatte! Und er schämte sich dessen so sehr, daß er den armen Mann seither mied wie das Weihwasser. Deshalb lautet auch ein Sprichwort: „Den armen Mann meidet sogar der Teufel!“

Die Wunderuhr

Es war einmal ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn, und über den ärgerte er sich einmal so sehr, daß er ihn von zu Hause fortjagte: „Geh, wohin du willst!“ Vergeblich verteidigte ihn die Königin, vergeblich weinte sie um ihr einziges Kind; der König ließ sich nicht erweichen, der junge Königssohn wurde verbannt.

Traurig zog er seines Wegs, wanderte ruhelos über Berg und Tal, als er plötzlich hörte, daß jemand ihm nachgelaufen kam und seinen Namen rief. Er drehte sich um und gewahrte einen Diener vom Hofe. Da freute er sich gar sehr, denn er dachte, man rufe ihn vielleicht zurück, doch der Diener sagte ihm betrübt, daß davon keine Rede sei, daß aber seine Mutter ihm eine goldene Uhr schicke, er möge sie gut verwahren. Der Königssohn nahm die Uhr, steckte sie in die Tasche und zog traurig weiter.

Unterwegs holte er die Uhr hervor, öffnete ihren Deckel, und — o Wunder! — ein unsichtbarer Geist sprach daraus zu ihm:

„Was befiehlt mein lieber Herr?“

Da war der Königssohn baß erstaunt, sagte aber vor lauter Verwunderung kein Wort, sondern steckte die Uhr wieder in die Tasche.

Plötzlich verzweigte sich der Weg: Der eine führte in einen dichten Wald, der andere in eine Stadt. Er überlegte, welchen der beiden Wege er nun einschlagen sollte. Er wäre gern in die Stadt gegangen, um dort zu übernachten, besaß aber keinen roten Heller. Also ging er dem Wald zu und dachte: Dort kann ich wenigstens Feuer

machen, vielleicht einen Vogel fangen, Beeren und Pilze sammeln und mir so ein königliches Abendessen zubereiten.

Er ging also in den Wald, setzte sich unter einen großen Baum und holte seine Uhr hervor, um zu sehen, wie spät es war. Doch da sprach der unsichtbare Geist wiederum:

„Was befiehlt mein lieber Herr?“

Der Königssohn antwortete:

„Wenn du unbedingt willst, daß ich dir befehle, so sei es: Schaffe mir etwas zum Essen!“

Im Nu stand ein gedeckter Tisch mit allerlei feinen, teuren Speisen vor ihm. Der junge Königssohn setzte sich, aß tüchtig, legte sich danach ins weiche Gras und schlief so lange, bis die Sonne ihm auf den Bauch schien. Dann setzte er seinen Weg fort und kam zu einem so großen Berg, daß man seinen Gipfel gar nicht sehen konnte. Er wandte sich nach rechts, er wandte sich nach links, er sah hinauf und konnte sich nicht vorstellen, wieman über diesen Berg kommen konnte, der so hoch und steil war.

Er suchte so lange hin und her, bis er auf eine Öffnung stieß. Da ging er hinein, doch kaum war er einen Steinwurf weit gegangen, war die Dunkelheit schon so groß, daß er sich nicht mehr vom Fleck rühren konnte. Er griff in seine Tasche, um Streichhölzer zu suchen, und während er die Streichhölzer suchte, fand er die Uhr, die er auch sofort herausholte.

„Ich befiehlt mein lieber Herr?“ fragte die Uhr.

„Ich befehle“, sprach der Königssohn, „daß du mir Lichtschaffst.“

Kaum hatte er den Befehl ausgesprochen, da hatte er auch schon eine brennende Kerze in der Hand, bei deren Lichtschein er nun weitergehen konnte. Er ging immer tiefer in den Berg hinein, und plötzlich wurde die Öffnung breiter, und vor ihm stand ein Haus. Er trat ein und fand einen alten Zwerg. Er grüßte, wie es sich gehört:

„Einen schönen guten Tag, liebes Väterchen! Wie steht's mit der werthen Gesundheit?“

„Guten Tag“, antwortete der Zwerg. „Mir geht's gut, doch wer bist du? Was für ein Mensch bist du, der sich hierher verirrt, wo nicht einmal Mäuse sind?“

Da klagte ihm der Königssohn sein Leid so bitterlich, daß der Zwerg sich seiner erbarmte. Er tröstete ihn und versprach ihm, ihn genau an so einen Ort zu schicken, wie er ihn eben hatte verlassen müssen. Jenseits des Berges lebte ein König, der auch nur einen einzigen Sohn gehabt hatte, und der war im Krieg gefallen. Wenn er nun zu diesem König ginge, den der Gram fast umgebracht hatte, und sich als sein verlorener Sohn ausgäbe, würde der König nicht mehr so traurig sein und auch er selbst müßte nicht länger umherirren.

Der Königssohn sträubte sich erst und meinte, daß das wohl nicht ganz recht sei. Doch der Zwerg überzeugte ihn schließlich und lehrte ihn auch ganz genau, was er dem König zu sagen habe:

„Du sagst ihm, daß du Paul heißt, vor sieben Jahren weggegangen bist und deshalb nicht geschrieben hast, weil du in Gefangenschaft geraten bist, in so schwere Gefangenschaft, daß du keinen Brief und keine Kunde schicken konntest. Frag ihn auch, ob deine drei Schwestern noch am Leben sind.“

Der Königssohn bedankte sich für den guten Rat, verabschiedete sich vom Zwerg und zog zum Berg hinaus. Draußen angekommen, holte er seine Uhr hervor und befahl dem Geist:

„Bring mich zu dem König, der nur einen Sohn hatte, welcher im Krieg gefallen ist.“

„Gut, mein lieber Herr“, sprach die Uhr, „schließe nur deine Augen.“

Der Königssohn schloß die Augen, verlor den Boden unter den Füßen und fühlte sich mit Windeseile davongetragen. Es dauerte aber nicht lange, da hatte er wieder Boden unter den Füßen, und die Uhr sprach:

„Jetzt öffne die Augen!“

Da öffnete der Königssohn die Augen und sah sich um. Er stand vor dem Tor eines Schlosses, das sogar noch schöner war als das seines Vaters.

Nachdem er sich das Schloß von außen angesehen hatte, öffnete er das Tor und ging geradewegs zum König.



Er fiel ihm um den Hals, umarmte und küßte ihn, nannte ihn seinen gnädigen Vater und sagte ihm, daß sieben Jahre eine gar lange Zeit seien und daß er nicht mehr gehofft hatte, ihn wiederzusehen.

Der König staunte nicht wenig, maß den Jungen von Kopf bis Fuß, sah ihn sich von vorn und von hinten an, erkannte ihn aber nicht. Dieser beantwortete alle seine Fragen jedoch so gut, daß ihm der König schließlich nicht länger mißtraute und vor Freude ein so großes Fest veranstaltete, daß selbst die Lahmen zum Tanz kamen.

Alle drei Prinzessinnen waren noch am Leben, und Her Königssohn dachte, daß es gut wäre, seine neuen Schwestern mit einem Geschenk zu überraschen. Er holte seine Uhr hervor und befahl dem Geist, drei so schöne goldene Blumensträube zu bringen, wie keines Menschen Auge sie je gesehen hätte.

Eine Stunde war noch nicht um, da waren die goldenen Blumensträube schon da. Er schickte sie den drei Prinzessinnen auf ihre Zimmer, doch so, daß keine etwas vom Strauß der anderen erfuhr.

Die Zeit verging, und eines Abends fand im Königsschloß ein großer Ball statt, und die jüngste Prinzessin steckte sich ihren Blumenstrauß an die Brust. Daraufhin wurde es auf einmal so hell, daß man die Kerzen hätte auslöschen können. Die beiden älteren Prinzessinnen aber hatten ihre Blumensträuße nicht mitgebracht, und jede von ihnen dachte nun, ihre Schwester hätte ihn ihr gestohlen, und beide fuhren sie an, den Strauß zurückzugeben.

„Es fällt mir gar nicht ein“, sagte die jüngste Prinzessin; „wenn ihr ebenfalls einen solchen Strauß habt, so bringt ihn nur her. Er ist bestimmt dort, wohin ihr ihn getan habt.“

Da liefen beide Mädchen fort und kamen tatsächlich mit je einem goldenen Blumenstrauß zurück. Nun wurde es aber so hell, daß selbst die Sonne nicht heller hätte scheinen können.

Das ganze Land erfuhr davon, alle Leute sprachen nur noch von den wunderbaren Blumensträußen. Der König konnte seinen Sohn nicht genug loben, daß er auch in der Gefangenschaft an seine Schwestern gedacht und so gespart hatte, daß er ihnen goldene Blumensträuße hatte



kaufen können. Der Hofmeister aber schüttelte nur den Kopf und sagte:

„Eure Majestät, seid mir nicht böse, das kann aber nicht mit rechten Dingen zugehen. Ich wette, wenn Eure Majestät dem Königssohn befehlen würden, bis morgen früh von Eurem Schloß zu meinem Schloß eine goldene Brücke zu bauen, so würde er es tun.“

Der König lachte seinen Hofmeister aus, der ließ aber nicht locker, bis der König schließlich versprach, den Königssohn auf die Probe zu stellen.

Er ging sofort zu seinem Sohn und teilte ihm seinen Wunsch mit: Er sei zwar alt, doch das Schöne gefalle ihm, und vielleicht wisse der Königssohn, der ja in der Welt herumgekommen sei, wie man eine goldene Brücke bauen könne. Der Königssohn wollte nichts versprechen, sagte aber, er werde sich sehr darum bemühen.

Nachdem sie sich getrennt hatten, holte der Königssohn seine Uhr hervor und nannte ihr den Wunsch des Königs.

„Mach dir keine Sorgen, mein lieber Herr“, sprach die Uhr, „morgen früh wird die Brücke fertig sein.“

So war es auch, und die Brücke war so strahlend schön, daß der König, als er aufstand und zum Fenster hinausblickte, vor lauter Staunen fast umgefallen wäre.

Er ließ sogleich seinen Sohn rufen und sprach:

„Das hast du gut gemacht, mein Sohn. Doch wenn du das fertiggebracht hast, dann kannst du auch noch ganz andere Dinge vollbringen. Wenn du mir bis morgen früh nicht ein Schloß mit sieben Türmen baust, das ganz aus reinem Gold ist und auf einem dünnen Diamantbein steht, lasse ich dir den Kopf abschlagen!“

Der König dachte, daß der Junge dieses nicht schaffen könne und freute sich schon, ihn auf diese Art loszuwerden, denn er fürchtete, dessen Teufeleien wegen in die Hölle zu gelangen. Der Königssohn glaubte ebenfalls nicht, daß die Wunderuhr imstande sein werde, ein solches Schloß zu bauen, er erzählte ihr aber dennoch vom Wunsch des Königs. Dann legte er sich schlafen und stand erst am Morgen auf. War da nicht vor seinem Fenster das Schloß mit den sieben Türmen? Er konnte nicht genug staunen. Und der König? Der war vor lauter Ver-

wunderungin Ohnmacht gefallen, man mußte ihn mit kaltem Wasser wieder zu sich bringen.

Dem König reichten die Wunder aber noch immer nicht. Anderntags wollte er einen geeigneten Hof für das Schloß. Als auch der fertig war, wünschte er sich einen Garten, in dem selbst der kleinste Grashalm aus Gold und Diamanten sein sollte. Dafür gewährte er dem Königssohn drei Tage.

Gut, dachte der Königssohn, ich werde auch das vollbringen, wenn er aber dann noch immer nicht zufrieden ist, gehe ich weg, als wäre ich nie hier gewesen.

Auch bisher war er nur der jüngsten Prinzessin zu liebe geblieben. Bevor es aber soweit war mit dem Garten, schlug der Hofmeister vor, auf die Jagd zu gehen. Er hatte sich nämlich erinnert, daß der wahre Königssohn, bevor er in den Krieg gezogen war, das Jagen gern gehabt hatte. Gesagt, getan. Ehe sie aber auf die Jagd zogen, sagte der Hofmeister zum Königssohn, daß es gut wäre, wenn er die schöne Uhr zu Hause ließe, denn im Wald könne sie leicht zu Schaden kommen, und im ganzen Land gäbe es keinen Uhrmacher, der imstande wäre, sie wieder instandzusetzen. Der Königssohn befolgte den Rat und ließ die Uhr in seinem Zimmer. Doch kaum waren sie im Wald, da lief der Hofmeister zurück, denn er hatte einmal in der Nacht den Königssohn belauscht, als dieser mit seiner Uhr gesprochen hatte. Er kletterte durch das Fenster in das Zimmer des Königssohnes, nahm die Uhr und öffnete sie. Diesmal fragte die Uhr:

„Was befiehlt mein diebischer, räuberischer Herr?“

„Ich befehle dir, mich an einen Ort zu bringen, wohin sich selbst der Wind selten verirrt und wohin außer Mäusen niemand hingelangt.“

Im Nu war der Hofmeister mit der Uhr des Königssohnes dort, wohin er sich gewünscht hatte.

Am Abend, als der Königssohn von der Jagd heimkehrte, ging er geradewegs in sein Zimmer und suchte seine Uhr. Er suchte und suchte, stellte alles auf den Kopf, doch vergebens, von der Wunderuhr keine Spur.

Da wurde der Königssohn aber traurig! Was sollte er nun ohne Uhr tun? Er hatte sein Leben verwirkt, wenn er nicht sofort wegging. Und noch bevor jemand es bemerken konnte, lief er davon und ging, wohin ihn seine Beine trugen.

Sieben Tage und sieben Nächte ging er in einem fort, fragte überall und jeden, konnte aber seinen teuren Schatz nicht wiederfinden. Am achten Tag schließlich gelangte er bei Sonnenuntergang zu einem kleinen Häuschen und trat ein. Hier wohnte die Sonne selbst, die sich eben schlafenlegen wollte. Er wünschte ihr einen guten Abend und bat um Verzeihung wegen der Störung zu solch später Stunde.

„Was wünschst du, mein Sohn?“ fragte die Sonne.

Da erzählte er ihr, weshalb er gekommen war.

„Oh, mein lieber Sohn“, sprach die Sonne, „ich wandere auf dieser Welt nur von Osten nach Westen, und der, den du suchst, ist da nicht zu finden, sonst hätte ich ihn gewiß gesehen. Aber nicht weit von hier wohnt der König der Winde. Seine Söhne irren überall in der Welt herum. Der weiß bestimmt etwas von deinem Hofmeister.“



Der Königssohn bedankte sich für den guten Rat, wünschte der Sonne eine geruhssame Nacht und brach auf zum König der Winde. Doch auch dieser sagte, daß weder er noch seine Söhne den Hofmeister gesehen hätten, der habe sich wahrscheinlich irgendwo versteckt, wo selbst die Winde nur selten hingelangten. Vielleicht könnte ihm aber der König der Mäuse den Weg weisen.

Da ging er zum König der Mäuse, und dieser rief auch gleich alle seine Mäuse zusammen und fragte sie, ob sie den Hofmeister nicht gesehen hätten.

„Auf der Stelle soll ich erblinden, wenn ich ihn gesehen habe!“ riefen sie alle durcheinander.

Schon wollte der Königssohn traurig seines Weges ziehen, als eine lahme Maus angehumpelt kam.

Der Mäusekönig fragte auch diese, ob sie den Hofmeister nicht gesehen habe.

„Doch, den hab ich wohl gesehen“, antwortete die lahme Maus. „Ich komme gerade von dort. Er wohnt aber in einer so engen Steinhöhle, daß selbst ich kaum Platz hatte neben ihm.“

Da freute sich der Königssohn und bat die Maus, ihn zur Höhle zu führen, dort würde ihnen schon etwas einfallen. Sie kamen zur Höhle und berieten, was nun zu tun sei. Sie beschloßen, daß die Maus durch den engen Eingang schlüpfen und, wenn der Hofmeister schlief, die Uhrkette durchnagen und dem Königssohn die Uhr herausbringen sollte.

Nach einer guten Stunde kam die Maus und brachte auch tatsächlich die Uhr. Zum Dank befahl der Königssohn dem Geist, so viel Getreide heranzuschaffen, daß die Maus ihr Leben lang keine Sorgen mehr haben müsse und herrschaftlich davon leben könne. Den Hofmeister aber ließen sie in der Höhle, wo er nicht lebte und auch nicht starb. Und es geschah ihm recht.

Der Königssohn ging nun an den Hof seines zweiten Vaters zurück. Dieser wurde soeben zu Grabe getragen. Das Königreich aber hatte er seiner jüngsten Tochter hinterlassen, denn sie schien ihm die geschickteste zu sein. Kaum war der König begraben, heirateten die älte-

ren Prinzessinnen zwei Königssöhne, und er verlangte die jüngste Prinzessin zur Frau. Doch vorher erzählte er ihnen, daß er nicht ihr Bruder war und nur den Rat des Zwerges befolgt hatte, als er sich als des Königs Sohn ausgegeben hatte, um diesen zu trösten.

Die Prinzessin ließ sich nicht lange bitten. Dann nahmen sie viele Bretter, machten Bänke und Tische daraus und hielten eine so große dreifache Hochzeit, daß sie wahrscheinlich auch heute noch nicht zu Ende ist.

Das wunderschöne Schilffräulein

Hinter sieben Ländern und sieben Meeren, hinter dem Glasberg und sogar noch eine Spanne weiter lebte einmal ein König, der hatte zwei Söhne. Als der ältere Sohn etwas größer wurde und sein Schnurrbart eben sproß, heiratete er eine schöne Königstochter; den jüngeren aber ermunterte sein Vater vergeblich, ebenso zu tun — er antwortete bloß, er werde nicht eher heiraten, bis er nicht die schönste Königstochter der Welt gefunden habe.

„Na, die kannst du lange suchen“, sagte sein Bruder, „denn die schönste Königstochter habe ich zur Frau genommen.“

„Deine Frau ist tatsächlich schön“, sprach der Königssohn, „ich glaube aber nicht, daß es keine schönere gibt auf dieser Welt.“

Dies hörte die Amme, die den jüngeren Königssohn großgezogen hatte, und als der ältere Königssohn weggegangen war, sagte sie zu ihm:

„Du hast mit Recht behauptet, daß es auf dieser Welt eine noch schönere Königstochter geben muß als die Frau deines Bruders. Doch weder dein Bruder noch seine Frau werden es dir je verraten, denn diese wunderschöne Königstochter ist ihre jüngere Schwester.“

„Wenn dem so ist, dann gehe ich sie sofort holen.“

„Nur sachte, mein Sohn“, sagte die Alte. „Du wirst sie in ihres Vaters Haus nicht finden. Sie ist in einem Schilfhalm verborgen. Hast du schon vom Schwarzen Meer gehört? Nun denn, auf der siebenundsiebzigsten Insel des Schwarzen Meeres sind drei Schilfhalm, in dem mittleren ist die wunderschöne Königstochter, in den beiden anderen sind ihre Zofen. Auf dieser Insel herrscht

aber so große Finsternis, daß du dein Schwert daran aufhängen kannst. Und selbst wenn du hinfinden solltest: eine alte Hexe bewacht die drei Schilfhalme und hütet sie wie ihr Augenlicht, denn sie lebt nur so lange, als niemand diese Schilfhalme abschneidet.“

Mehr wollte der Königssohn auch nicht wissen. Er sattelte sein bestes Pferd und zog noch am selben Tag fort, um das wunderschöne Schilffräulein zu suchen. Er ritt durch sieben Länder, und am Abend kam er zu einem riesengroßen Wald, und in diesem riesengroßen Wald sah er ein Häuschen. Er trat ein und fand darin nur eine alte Frau. Er grüßte, wie es sich gehört. Sie dankte und fragte:

„Was suchst du hier, mein Sohn, wohin sich nicht einmal die Vögel verirren?“

„Ich suche das wunderschöne Schilffräulein, das auf der siebenundsiebzigsten Insel des Schwarzen Meeres in einem Schilfhalm verborgen lebt. Habt Ihr von ihr gehört?“

„Ich habe nichts von ihr gehört, mein lieber Sohn. Aber jenseits des Berges, am Rande eines runden Waldes, wohnt meine ältere Schwester, vielleicht hat die etwas von ihr gehört. — He, Mieze, komm heraus aus der Asche“, rief sie, dem Herd zugewandt, ihrer Katze zu, „und zeig diesem Jüngling da den Weg!“

Die Katze sprang hinaus, und der Königssohn folgte ihr.

Als der Morgen dämmerte, fand er auch die andere Alte. Er nannte ihr sein Begehrt. Die Alte schwieg lange, als würde sie angestrengt nachdenken, dann sprach sie:

„Ei, mein Sohn, du wirst nie im Leben hingelangen, wenn du dir nicht ein Roß beschaffst, das mit Drachenblut gestillt wurde, das Kohlen gefressen und Feuer getrunken hat. Doch sieh mal an, was hast du da auf dem Kopf? Drei goldene Haare. Die reiße ich dir aus und geb dir dies Zaumzeug aus Hanf dazu. Wenn du dann auf jenem hohen Berg angekommen bist, berühre die drei goldenen Haare mit dem Zügel, und das Zauberroß wird vor dir stehen.“

Die Alte riß ihm die drei goldenen Haare aus und gab ihm das Zaumzeug, der Königssohn bedankte sich

recht schön und ging dann, ohne Halt zu machen, bis er die Spitze des Berges erklimmen hatte. Dort berührte er mit dem Zügel die drei goldenen Haare, und — o Wunder! — die Erde erdröhnte, und vom Himmel kam in scharfem Galopp eine Pferdeschar mit wehenden goldenen Mähnen, daraus löste sich ein Roß, dessen Nüstern Flammen sprühten; das wieherte dreimal, daß die ganze Welt davon widerhallte, und stand plötzlich vor dem Königssohn still:

„Da bin ich, mein kleiner Herr!“

Und hört nur: Aus dem hanfenen Zaumzeug war ein goldenes geworden, das nur so funkelte und glitzerte.

„Nun, mein kleiner Herr, wie soll ich mit dir reiten? So schnell wie der Wind, so schnell wie die Vögel oder gar noch schneller: wie der Gedanke so schnell?“

Da sprach der Königssohn:

„Wie der Gedanke, mein liebes Roß!“

„Gut, mein kleiner Herr, ich weiß, was dein Herz begehrt. Wir reiten aber vergebens zur siebenundsiebzigsten Insel des Schwarzen Meeres, wenn wir nicht vorher den glänzenden Vorhof der Sonne betreten, um von dort einen brennenden Strahl zu holen.“

Wie ein Vogel erhob sich das Zauberroß in die Lüfte, es flog wie der Gedanke so schnell, und im Nu waren sie am Tor der Erde. Ja, aber am Tor hielten zwei Wölfe Wache, die sagten, sie würden den Königssohn nicht eher durchlassen, bis er ihnen nicht zwei Pfund Fleisch von seinem Pferd gegeben. Da dachte der Königssohn: Ich gebe ihnen lieber von meinem eigenen Fleisch. Er holte sein blitzendes Taschenmesser hervor, schnitt sich vom Schenkel zwei Pfund Fleisch ab und warf es den Wölfen hin.

„Nun könnt ihr gehen“, sagten die Wölfe.

Das Zauberroß flog weiter, und der Königssohn hatte kaum Zeit, die Augen zu schließen, da sprach es auch schon:

„Öffne deine Augen, mein kleiner Herr, wir sind im glänzenden Vorhof der Sonne.“

Der Königssohn stieg vom Pferd, und siehe da, im Vorhof stand eine goldene Wanne, und in der goldenen Wanne war ein Feuerbad, in dem badete er; an einem

Diamantnagel hing ein goldenes Handtuch, daran trocknete er sich ab; auf einem Silberregal war ein goldener Kamm, damit kämmt er sich; und daneben stand ein hoher Spiegel, darin betrachtete er sich. Doch hört, was weiter geschah! Ein zorniger Alter, wahrscheinlich der Diener der Sonne, betrat den Vorhof, sah den Königssohn, wie er sich im Spiegel betrachtete, und schnaubte ihn so wütend an, daß er einen fürchterlichen Wirbelwind entfesselte, der den Königssohn und sein Pferd siebenundsiebzig Meilen weit schleuderte und in ein so tiefes Loch warf, daß sie darin weder Himmel noch Erde mehr sehen konnten.

Da ward dem Königssohn aber das Herz schwer. Er dachte schon, er werde die strahlende Sonne nie im Leben wiedersehen, geschweige denn einen ihrer Strahlen auf die siebenundsiebzigste Insel des Schwarzen Meeres bringen. Auf allen vieren krochen sie vorwärts, traten bald auf eine Schlange, bald auf einen Frosch, und als ungefähr sieben Tage und sieben Nächte vergangen waren, kamen sie zu einem mächtigen Eisentor. Na, her waren sie vergeblich gekommen, denn ein hundertköpfiger Drache bewachte das Tor. Der würde sie bestimmt nicht durchlassen.

Der arme Königssohn seufzte und zerbrach sich den Kopf, was nun zu machen wäre. Er tastete mit den Händen nach links und nach rechts, um vielleicht einen anderen Weg zu finden, und plötzlich fühlte er ein Stäbchen. Ja, nur war das kein Stäbchen, sondern eine Flöte. In seinem Gram begann er, darauf zu spielen, und es klang so schön wie Engelsmusik. Und was denkt ihr, was weiter geschah? Der hundertköpfige Drache legte sich auf den Boden, keiner seiner Köpfe rührte sich mehr, so hingeegeben lauschte er der Flötenmusik. Da faßte der Königssohn frischen Mut und spazierte tapfer zum Eisentor hinaus.

Als er durch das Tor getreten war, begann sich die Dunkelheit zu lichten, und was sahen seine Augen? Ein wunderschönes Mädchen kam ihm entgegen, das war niemand anders als Morgenrot, der Sonne schönste und liebste Tochter. Was nun geschah, weiß ich nicht so recht, doch der Königssohn gefiel Morgenrot, und sie setzte ihn



neben sich auf ihr geflügeltes Roß und führte ihn über sieben Länder, über wunderschöne Gegenden, die noch keines Menschen Auge je gesehen.

Zuerst brachte sie ihn zu einem Kupferwald. Dort arbeiteten die Holzfäller der Sonne: sie fällten Bäume, luden sie auf Wagen und brachten sie zur Küche der Sonne. Von hier trug ihn Morgenrot in den Silberwald. Dort sangen Silbervögel ein schönes Lied nach dem anderen, und die Silberbäume verneigten sich dreimal vor Morgenrot. Aus dem Silberwald führte sie ihn in den Goldwald. Auch dieser widerhallte vom Gesang der Goldvögel, und die Bäume verneigten sich dreimal vor Morgenrot.

In der Mitte des Goldwaldes befand sich Morgenrots Garten. Und in der Mitte des Gartens war ihr Diamantschloß, und als Morgenrot ankam, versammelten sich

alle leuchtenden Sterne. Sie winkte, und aus den Lüften kam eine purpurne Wolkenkutsche, in der war eine goldene Liege, darauf setzte sie sich mit dem Königssohn, und so flogen sie immer höher, bis sie wieder im strahlenden Vorhof der Sonne ankamen. Dort suchte Morgenrot einen Strahl aus, flocht ihn in die Locken des Königssohnes und sagte:

„Königssohn, nun kannst du gehen. Du wirst das wunderschöne Schilffräulein finden.“

Und siehe da, im selben Augenblick erschien auch — woher, weiß ich nicht — des Königssohns Zauberroß; er sprang auf, und sie flogen über sieben Länder hinweg dem Schwarzen Meer zu. Plötzlich sprach das Zauberroß:

„Höre, mein kleiner Herr, gleich sind wir auf der siebenundsiebzigsten Insel des Schwarzen Meeres, sorg, daß du die drei Schilfhalme alle auf einmal abschneidest, sonst bist du des Todes. Die drei Schilfhalme darfst du auch erst aufschlitzen, wenn wir an ein Wasser kommen, denn wenn du ihnen nicht sofort Wasser gibst, sterben sie auf der Stelle.“

Sieben Tage und sieben Nächte ritten sie und gelangten schließlich zur siebenundsiebzigsten Insel des Schwarzen Meeres. Also, auf dieser Insel herrschte tatsächlich eine solche Finsternis, daß der Königssohn sein Schwert daran hätte aufhängen können. Er nahm aber sogleich seine Mütze ab, und der ins Haar geflochtene Strahl leuchtete so stark, daß es auf einmal strahlend hell wurde. In der Mitte der Insel standen wirklich drei Schilfhalme, die sich vor dem Königssohn verneigten, obwohl sich kein Lüftchen regte. Der Königssohn zückte sein Schwert und schnitt mit einem Hieb alle drei Schilfhalme ab. Und siehe da, aus den Wurzeln der Halme quoll schwarzes Blut, und aus der Erde hörte man bitterliches Gejammer. Es waren das schwarze Blut und das Gejammer der Hexe. Nun konnte sie aber niemandem mehr schaden und der Königssohn beruhigt den Heimweg antreten. Er legte die drei Halme in seinen Schoß und sagte zu seinem Roß:

„Nun, mein liebes Roß, bring mich in meine Heimat, ich habe meine Mutter und meinen Vater seit langem nicht mehr gesehen.“

So zogen sie durch sieben Länder, und der Königssohn besah sich immerzu die drei Schilfhalm. Er hätte sie nur allzugern aufgeschlitzt, um zu sehen, ob auch wirklich Mädchen darin waren. Vielleicht hatte man ihn bloß zum Narren gehalten und ihn vergeblich auf die sieben- und siebenzigste Insel des Schwarzen Meeres geschickt? Also nahm er sein Messer hervor, schlitzte einen Schilfhalm auf, und heraus fiel ein wunderschönes Mädchen. Es war die eine Zofe des wunderschönen Schilffräuleins. Ihre ersten Worte waren:

„Wasser, Wasser, sonst sterbe ich!“

Da erschrak der Königssohn aber gewaltig. Gern hätte er ihr den Wunsch erfüllt, doch gab es weit und breit kein Wasser. Ein Augenblick war noch nicht um, da starb das Mädchen auch schon, und aus den beiden anderen Schilfhalmten tönte bitteres Weinen. Gewiß weinten sie um ihre Gefährtin. Der Königssohn war ganz verzweifelt. Er versuchte, das Mädchen wieder zum Leben zu erwecken, doch vergebens. Da stieg er vom Pferd, hob mit seinem Schwert ein Grab aus und begrub es.

Dann zogen sie weiter, und als wäre er vom Teufel besessen, schlitzte er bald noch einen Schilfhalm auf. Es erging ihm genau wie vorhin: Er konnte dem Mädchen kein Wasser geben, und auch die zweite Zofe des wunderschönen Schilffräuleins starb. Nun aber schwor sich der Königssohn, auf den dritten Schilfhalm wie auf sein Augenlicht zu sorgen. Er wollte ihn nicht aufschlitzen, bis er nicht an eine Quelle kam. Doch nur allzugern hätte er das wunderschöne Schilffräulein gesehen! Wohin sie aber auch zogen, überall war Wüstenei und nirgendwo ein Tropfen Wasser, sie starben fast vor Durst. Doch plötzlich ließ sich das Zauberroß neben einer Quelle nieder.

„Jetzt, mein lieber Herr, kannst du den Schilfhalm aufschlitzen, schöpfe aber vorher Wasser in deine Mütze.“

Der Königssohn schöpfte seine Mütze voll Wasser, schlitzte danach den Schilfhalm sorgfältig auf, um das zarte Schilffräulein nicht zu verletzen, und — hört nur, hört! — aus dem Schilfhalm kam ein so wunderschönes Mädchen zum Vorschein, wie noch nie eines gesehen ward.



Sie fielen sich sogleich um den Hals:

„Du bist mein, und ich bin dein, bis Spaten, Spitzhacke und Kirchenglocken uns trennen!“

Dann setzten sie sich auf das Zauberroß, das machte nur zwei Sprünge, und schon waren sie am Hofe des Vaters des Königssohnes. Der saß gerade auf der Terrasse und neben ihm sein ältester Sohn und seine Schwiegertochter. Alle waren sehr erstaunt. Sie hatten gedacht, daß er schon längst gestorben sei und daß sie ihn nie wiedersehen würden. Und siehe da, er war nicht nur zurückgekommen, sondern hatte auch die schönste Königstochter der Welt mitgebracht. Der alte König freute sich gar sehr, und sein ältester Sohn und seine Schwiegertochter mußten sich, wohl oder übel, auch freuen. Sie hielten so große Hochzeit, daß man es in sieben Ländern hörte. Die Zigeuner spielten auf, die Burschen und Mädchen tanzten, und sie tanzten wohl auch heute noch, wenn sie nicht ermüdet sind.

Der goldene Stab

Es war einmal ein alter König, der hatte drei Söhne, die beschlossen auszuziehen, um die Welt kennenzulernen, doch jeder wollte eine andere Richtung einschlagen. Der Älteste sagte, er ziehe gen Westen, weil es dort goldene Bäume gäbe, deren Goldblätter er pflücken wolle. Der Mittlere sagte, er ziehe gen Norden, um von dort Edelsteine heimzubringen. Der Jüngste aber sagte, er brauche keine Schätze, er wolle zur See, um dort so manches zu lernen und zu erleben.

So brachen die drei Jünglinge tatsächlich in drei verschiedene Richtungen auf. Der jüngste Sohn fuhr mit seinem Gefolge auf einem großen Schiff aufs Meer hinaus. Doch sie fuhren nun schon seit einem Jahr, und noch immer war kein Land in Sicht. Der Proviant war ihnen ausgegangen, und es hatte nicht viel gefehlt, so wären sie verhungert.

Da erreichten sie schließlich das andere Ufer des Meeres und legten an einer felsigen Stelle an. Der Königssohn verließ das Schiff und ging los, er wußte selbst nicht wohin, bis ihn Hunger und Müdigkeit übermannten. Da ließ er sich auf einem Felsen nieder und schlief ein.

Er schlief wohl zwei Tage, vielleicht auch länger. Da fühlte er plötzlich, daß jemand sein Gesicht zärtlich streichelte. Er schlug die Augen auf, und siehe da, vor ihm stand eine wunderschöne Fee, deren Schönheit ihn wie die Sonne blendete. Sie fragte ihn:

„Wie kommst du hierher?“

Da erzählte ihr der Königssohn, wie es ihm ergangen war.

„Nun“, sagte die Fee, „komm zu meiner Mutter, vielleicht gibt sie dir und deinen Mannen zu essen.“

Sie gingen zu ihr nach Hause, und die Feenkönigin — das war die Mutter des Mädchens — holte aus einer Truhe ein mit Rosen besticktes Tuch hervor und sprach:

„Zaubertuch, ich befehle dir, Speise und Trank herbeizuschaffen!“

Im Nu standen Speise und Trank auf dem Tuch, und zwar so reichlich, daß er von allem auch seinen Gefährten mitnehmen konnte.

Er bedankte sich für die Gastfreundschaft der Feenkönigin, verabschiedete sich recht herzlich von ihnen, besonders aber von dem Mädchen, und sagte:

„Ich werde zurückkehren, Feenprinzessin, und dann nehme ich dich mit.“

„Komm wieder“, sagte die Feenprinzessin, „ich werde mit dir gehen.“

Und damit der Königssohn sie nicht vergesse, schenkte sie ihm das Zaubertuch. Der Königssohn fuhr nun auf seinem Schiff weiter, bis sie zu einer Insel gelangten. Dort ging er an Land, breitete das Zaubertuch aus und sprach:

„Zaubertuch, ich befehle dir, Speise und Trank herbeizuschaffen!“

Sofort gab es reichlich zu essen und zu trinken, und er ließ es sich schmecken. Während er so aß, näherte sich eine Alte, die inständig um einen Bissen bat. Da sagte der Königssohn:

„Setz dich nur, Muhme, iß und trink, es ist genug da.“

Die Alte setzte sich, aß von all den herrlichen Speisen, und als sie sich plötzlich erhob, war es nicht mehr eine alte Frau, sondern eine wunderschöne Fee, die zum Königssohn sprach:

„Sei froh, daß du mir zu essen gegeben hast, sonst wäre das Zaubertuch jetzt nicht mehr dein. Hier, zum Dank dafür, daß du so gut zu mir warst, will ich dir diesen bunten Umhang geben. Wenn du ihn schüttelst und ein Stück grünen Stoffes herunterfällt, so verwandelt es sich gleich in einen grünen Garten, wenn aber ein Stück blauen Stoffes von ihm abfällt, wird daraus ein großer See, und wohin ein Stück weißen Stoffes

fällt, da entsteht ein großes Schloß. Wenn du in die Hände klatschst und sagst: „Garten, See, Schloß, verschwindet! Verwandelt euch wieder in einen Umhang!“, so wird es also geschehen.“

Der Königssohn bedankte sich für das schöne Geschenk, ging zurück aufs Schiff, und sie fuhren weiter. Sie gelangten zu einer anderen Insel. Auch dort ging der Königssohn an Land, breitete das Zaubertuch aus und begann zu essen. Als er so aß, kam ein Alter vorbei und bat ihn, ihm doch in Gottes Namen etwas zu essen zu geben. Auch diesen bewirtete der Königssohn reichlich. Sie aßen und tranken und ließen es sich schmecken.

„Hör her, Königssohn“, sprach der Alte. „Ich werde Gutes mit Gutem vergelten. Nimm diesen goldenen Stab. Siehst du, hier, an diesem Ende, hat er einen Silberknauf. Wenn du den Silberknauf abschraubst, mußt du nur befehlen, und es werden so viele Husaren und Soldaten erscheinen, daß du mit ihnen ein ganzes Land besetzen kannst. Wenn du sie nicht mehr brauchst, mußt du ihnen nur befehlen: „Zurück!“, und sie werden alle schön in den Stab zurückmarschieren.“

Weiter zog der Königssohn nicht. Er kehrte um und fuhr heimwärts. Er hielt nur bei der Insel, auf der die Feenprinzessin wohnte, nahm sie zu sich aufs Schiff und führte sie in seines Vaters Land.

Ja, aber das Land gehörte nicht mehr seinem Vater. Als sich das Schiff dem Ufer näherte, kam der alte König gelaufen und rief seinem Sohn schon von weitem zu:

„Zurück, mein Sohn, zurück! Fahren wir dorthin, woherdu gekommen bist. Der Feind hat mein Land besetzt.“

„Es fällt mir gar nicht ein, umzukehren, Vater“, sagte der Königssohn und sprang ans Ufer. Dann schraubte er den Silberknauf vom Goldstab ab, und plötzlich strömten so viele Husaren und Soldaten heraus, daß die Erde unter ihrem Tritt erbebt. Sie vernichteten den Feind so gründlich, daß nicht einmal ein einziger übrigblieb, um die Kunde davon zu verbreiten. Dann suchte der Königssohn einen schönen, freien Platz und schüttelte seinen Umhang. Das Stück grünen Stoffes verwandelte sich in einen wunderschönen, grünen Garten, das blaue

in einen schönen, runden See, auf dem sogar Schwäne schwammen, und das weiße in ein so schönes Diamantschloß, daß die Leute von weither kamen, um es zu bewundern.

Wie freute sich da der alte König!

„Sieh mal einer an“, sprach er, „du hast den größten Schatz heimgebracht, mein lieber Sohn. Mein ältester Sohn hat Goldblätter gebracht, die hat aber der Feind mitgenommen; der mittlere hat allerlei Edelsteine mitgebracht, ein ganzes Schiff voll, doch auch die hat der Feind weggeschleppt. Du hast nur ein Stäbchen gebracht, mein lieber Sohn, und siehe, damit hast du mein Land gerettet!“

Der alte König war aber dennoch etwas besorgt, denn er fragte sich, womit sie wohl all die vielen Soldaten speisen sollten. Darum sagte er zu seinem Sohn:

„Das Land haben wir jetzt wieder, aber diese vielen Soldaten werden es ja verheeren.“

„Das soll Euch nicht bekümmern, lieber Vater“, sprach der Königssohn, „die müssen wir nicht nähren.“

Er rief nur: „Zurück!“, und schon marschierten sie alle mit Paukenschlag und Trompetenklang in den Stab zurück.

Nun hatte der alte König wirklich keine Sorgen mehr. Es wurde sofort große Hochzeit gefeiert, der Königssohn wurde mit der Feenprinzessin vermählt. Die Zigeuner spielten auf, und die Hochzeit dauerte sieben Tage und sieben Nächte.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Die tausendschöne Ilonka

Es war einmal ein armer Mann, der hatte eine schöne Tochter. Das Mädchen war so schön, daß die Menschen von weither kamen, um es zu bewundern. Ihrer Schönheit wegen wurde sie die tausendschöne Ilonka genannt. Man sprach so viel von ihrer Schönheit, daß es auch dem König, der im heiratsfähigen Alter war, zu Ohren kam. Dieser fand nun Tag und Nacht keine Ruhe mehr, und da am Hofe ein Maler lebte, ließ ihn der König rufen und sprach zu ihm:

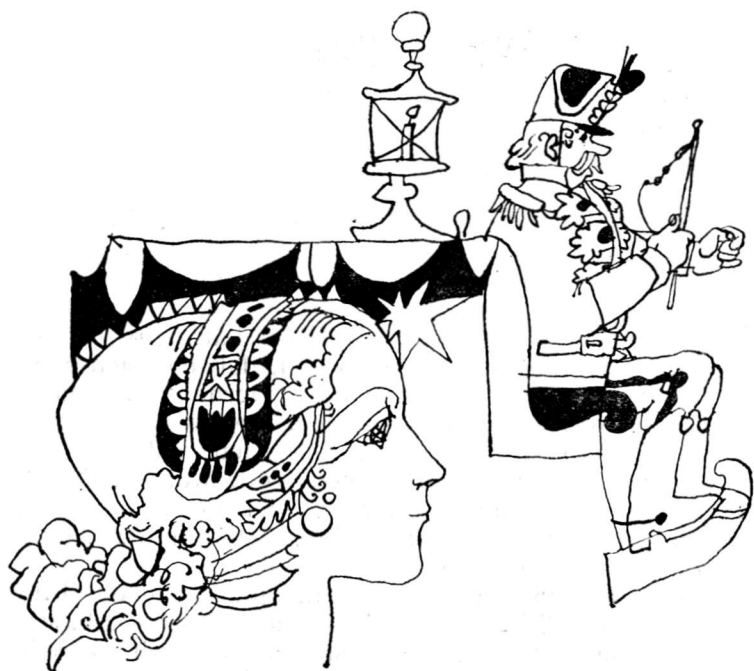
„Geh zur tausendschönen Ilonka und male ein Bild von ihr. Ich will sehen, ob sie tatsächlich so schön ist, wie man sagt. Denn wenn es stimmt, will ich sie heiraten.“

Der Maler ging zur tausendschönen Ilonka, malte ein Bild von ihr und brachte es dem König.

„Hier, Eure Majestät, sie ist wirklich genauso schön wie auf dem Bild. So etwas Schönes habe ich, seit ich auf der Welt bin, nicht gesehen.“

Der König schaute und schaute und machte gar große Augen. Dann ließ er den Hofmeister rufen und befahl ihm, sechs Samtkaleschen vorfahren zu lassen und die tausendschöne Ilonka mit ihrer ganzen Sippschaft an den Hof zu bringen.

Das war übrigens gar nicht schwer. Auch eine einzige Kalesche hätte gereicht, denn die tausendschöne Ilonka hatte außer ihrem Vater keine anderen Verwandten. Ilonka wurde in die Kutsche gesetzt, ihr Vater schwang sich auf den Bock neben den Kutscher, und so fuhren sie der Königsstadt zu. Sie fuhren mal langsam, sie fuhren mal schnell und kamen schließlich in



einen großen, dichten Wald. Da stand plötzlich eine alte Zigeunerin mit ihrer Tochter vor ihnen, beide häßlich wie der Teufel. Die Alte hielt die Kutsche an.

„Halt an, Kutscher, nimm uns mit, ich will dafür dienen.“

„Aus dem Weg, du alte Hexe“, schrie sie der Kutscher an. „Weißt du nicht, daß dies des Königs Kutsche ist?“

Die tausendschöne Ilonka hörte dies, lehnte sich hinaus und sagte:

„Laß gut sein, sie sollen nur aufsitzen. Ich möchte, daß heute jedermann einen guten Tag hat.“

Sie erlaubte der Zigeunerin und deren Tochter, sich ihr gegenüber in die Kutsche zu setzen. Dann fuhren sie weiter. Nach einiger Zeit kamen sie an einen großen Fluß. Da packte die alte Zigeunerin plötzlich die tausend-

schöne Ilonka, riß ihr die zwei schönen Augen aus und stieß sie in den Fluß. Der Kutscher und der arme Mann aber hatten nichts bemerkt, und sie fuhren weiter.

Als sie nun am Königshof ankamen, lief der König zur Kutsche, um der tausendschönen Ilonka beim Aussteigen behilflich zu sein. Doch als er die alte Hexe und ihre Tochter sah, erstarrte er fast zur Salzsäule.

„Dies ist doch keine tausendschöne Ilonka, sondern eine tausendhäßliche Dirne“, schrie er furchtbar zornig.

Der arme Mann und der Kutscher blickten sich fassungslos an. Sie schworen bei allen Heiligen, daß sie die tausendschöne Ilonka gebracht hätten und dieses häßliche Mädchen sich erst im Wald in die Kutsche gesetzt habe. Doch auch die Alte schwor bei allen Heiligen, daß sie die Frau des armen Mannes sei und das Mädchen ihre Tochter, die tausendschöne Ilonka. Diese sei bloß unterwegs etwas schwarz geworden.

„Gut“, sprach der König, „ich stehe zu meinem Wort. Wenn ich sie in ihrer Schönheit zur Frau nehmen wollte, so werde ich sie auch in ihrer Häßlichkeit heiraten. Dich aber, armer Mann, werde ich bis an dein Lebensende in den Kerker sperren, weil du die Schönheit deiner Tochter nicht zu behüten gewußt hast.“

Vergeblich beteuerte der arme Mann, daß sie unterwegs das Dach der Kutsche nicht heruntergelassen hätten, daß die Sonne nicht auf das Mädchen geschienen und daß diese alte Hexe seine Tochter bestimmt geraubt hätte — die Hexe und ihre Tochter hatten ein besseres Mundwerk, und der König glaubte ihnen und ließ den armen Mann in den Kerker werfen.

Währenddessen führte der Fluß die tausendschöne Ilonka immer weiter und spülte sie schließlich gerade vor einer Fischerhütte ans Ufer. In der Fischerhütte wohnten ein armer Fischer und seine Frau. Diese erwachten um Mitternacht, da sie bitterliches Weinen hörten, und die Frau des Fischers sprach:

„Hör nur, jemand weint vor unserer Tür.“

„Ja, mir kommt es auch so vor“, sagte der Fischer. „Ich werde nachsehen, was da draußen los ist.“

Er ging hinaus, und siehe da, vor der Tür saß ein plitschnasses Mädchen und weinte. Als er genauer hin-

sah, bemerkte er, daß ihr beide Augen fehlten. Dennoch strömten die Tränen wie Regen aus ihren Augenhöhlen, und — Wunder aller Wunder! — jede Träne verwandelte sich in eine wunderschöne Perle.

Der alte Fischer fragte:

„Wer bist du, wem gehörst du, armes Kind?“

Da erzählte ihm die tausendschöne Ilonka, wer sie sei und wie es ihr ergangen war.

„Sei nicht traurig, meine Tochter“, sprach der Fischer. „Komm herein, du kannst bei uns bleiben bis an dein Lebensende, wir haben sowieso keine Kinder.“

Das Mädchen bedankte sich, trat in die Stube, weinte aber unaufhörlich weiter. Und während sie so weinte, rollten Perlen aus ihren Augenhöhlen.

Da sagte der alte Fischer:

„Nun ist's aber genug! Hör auf zu weinen, denn ich werde mir keine Ruhe gönnen, bis ich deine Augen wiederfinde.“

Dann nahm er die vielen Perlen und zog damit in die Welt. Er ging von Stadt zu Stadt und bot die Perlen feil. Jede Frau, jedes Mädchen hätte sie nur zu gern gekauft, doch der alte Fischer sagte, er wolle sie für keinen Schatz der Welt hergeben, es sei denn für ein Augenpaar. Ach, da lachten sie den Fischer aber aus. Alter Narr! Wer gibt schon seine Augen her!

So zog er immer weiter, bis er in die Königsstadt kam. Dort ging er schnurstracks zur häßlichen Königin und zeigte ihr die wunderschönen, teuren Perlen. Da fielen ihr fast die Augen aus dem Kopf, so staunte sie, und sie fragte den Fischer, wieviel Säcke Gold er denn dafür wolle.

Der alte Fischer aber antwortete:

„Ich gebe sie dir nicht, nicht für das ganze Gold des Landes, Königin. Ich geb sie nur für ein Augenpaar.“

Da kam gerade die alte Zigeunerin vorbei, und ihre Tochter sagte ihr, was für eine Dummheit dieser Mann beehrte.

„Gib ihm doch die Augen der tausendschönen Ilonka“, flüsterte die alte Hexe, „du kannst sie sowieso zu nichts gebrauchen.“

Ei, wie freute sich da die häßliche Königin. Sie suchte gleich die Augen der tausendschönen Ilonka hervor, gab sie dem alten Mann und lachte sich ins Fäustchen, als der alte Narr davonzog.

Der Alte ging geradewegs nach Hause, wo die tausendschöne Ilonka noch immer weinte, denn sie konnte es nicht glauben, daß man für sie ein anderes Augenpaar finden würde, geschweige denn ihr eigenes. Aber siehe da, es war trotzdem möglich! Der Fischer setzte sie wieder an ihren Platz, und die tausendschöne Ilonka wurde noch tausendmal schöner, als sie vorher gewesen.

Die Zeit verging. Der alte Fischer ging fischen und nahm oft auch Ilonka mit. Einmal, während sie so am Flußufer saßen, fuhren zwei Jäger auf der Suche nach Wildenten in einem Boot vorbei. Plötzlich rief der eine:

„Siehst du das Mädchen dort?“

„Ich sehe es“, sagte der andere, „es ist aber so schön, daß ich wohl erblinden muß, wenn ich es noch länger ansehe.“

„Ei, das ist doch die tausendschöne Ilonka!“ sagte da der erste.

„Tatsächlich, Eure Hoheit, das ist sie wirklich.“

Die beiden Jäger aber waren der König und sein Hofmeister. Sie ruderten sofort ans Ufer und liefen zum Mädchen.

Der König grüßte und fragte:

„Wie heißt du, schönes Mädchen?“

Das Mädchen antwortete:

„Früher nannte man mich die tausendschöne Ilonka. Ich weiß aber nicht, ob man mich noch so nennen kann, denn es ist ein Jahr vergangen, seit ich in keinen Spiegel mehr geblickt habe.“

„Und hast du auch seit einem Jahr in keinen Spiegel geblickt, so wisse denn, daß du noch tausendmal schöner bist als früher. Du kommst jetzt mit mir.“

„Sachte, sachte“, rief da der alte Fischer, „da hab ich auch noch ein Wörtchen mitzureden.“

„Du kannst auch tausend Worte mitzureden haben, doch ich bin der König.“

„Der alte Fischer hat recht, Eure Hoheit, denn ihm verdanke ich mein Augenlicht“, sagte das Mädchen.



Dann erzählte es alles, so wie es sich zugetragen hatte.

Der König schickte seinen Hofmeister sogleich nach Hause, um zwei Kutschen zu holen. In die eine setzte er sich mit der tausendschönen Ilonka, in die andere setzte er den alten Fischer und dessen Frau. Den Hofmeister ließ er im Boot nach Hause fahren.

Sie waren auch bald zu Hause, und als die Kutsche durchs Tor fuhr, rief der König:

„Raus aus dem Haus, ihr Hexen!“

Er ließ die alte Hexe und ihre Tochter vierteilen und ans Stadttor nageln. Dann befreite er den armen Mann aus dem Kerker und veranstaltete ein solches Fest, daß man in sieben Ländern davon sprach.

So war es, wahr war es, aus ist es!

Schlangen - Jancsi

Es war einmal eine arme Frau, die hatte einen einzigen Sohn, und der hieß Jancsi.

Eines Tages sagte Jancsi zu seiner Mutter:

„Mutter, ich will in die Welt, mein Glück versuchen. Vielleicht komme ich noch zu etwas, dann werdet auch Ihr ein besseres Leben haben.“

Die arme Frau buk ihm einen Fladen, packte ihm den Ranzen, und Jancsi zog in die Welt. Er ging über Berg und Tal, und als er durch einen dichten Wald kam, sprach ihn jemand an.

Er blickte nach rechts, er blickte nach links, sah aber niemanden. Erst als er emporsah, bemerkte er, daß sich um den höchsten Ast eines Baumes eine Schlange wand.

Und diese Schlange sagte zu Jancsi:

„Bursche, hol mich vom Baum herunter und bring mich nach Hause zu meinem Vater, du wirst es nicht bereuen.“

Jancsi kletterte auf den Baum und holte die Schlange herunter. Diese wand sich um seinen Hals, doch fügte sie ihm kein Leid zu.

Nachdem Jancsi vom Baum geklettert war, setzte er seinen Weg fort und fragte die Schlange:

„Wo wohnt denn dein Vater?“

„Siehst du das große Feuer dort?“ sprach die Schlange. „Dort wohnt mein Vater in einem Diamantschloß.“

Jancsi glaubte es und glaubte es auch nicht, doch er trug die Schlange trotzdem weiter, ohne noch etwas zu fragen.

Sie gingen und gingen, und plötzlich stand ein Schwein vor ihnen, das laut grunzte.

Das Schwein sagte zu Jancsi:

„Wirf die Schlange ab, Bursche, denn sie wird auch dich verzaubern, wie sie mich verzaubert hat. Sieh mich an! Ich war ein Königssohn, und sie hat mich in ein Schwein verwandelt!“

„Was tut's, sie kann auch mich verzaubern, wenn sie will“, sagte Jancsi, „ich habe ihr nun mal versprochen, sie nach Hause zu tragen, und ich werde mein Wort halten.“

Als sie einige Schritte weitergegangen waren, sprach die Schlange:

„Dein Glück, daß du nicht auf das Schwein gehört hast! Es könnte auch jetzt noch ein Königssohn sein, aber ich habe ihn verzaubert, weil ich ihn vergebens gebeten habe, mich zu meinem Vater zu bringen.“

Sie waren noch keinen Steinwurf weit gegangen, als ihnen ein Pferd entgegenkam, und auch dieses sagte zu Jancsi:

„Wirf die Schlange ab, Bursche, denn sie wird auch dich verzaubern, wie sie mich verzaubert hat!“

„Laß sie mich nur verzaubern“, sprach Jancsi. „Ich habe ihr nun mal versprochen, sie nach Hause zu bringen, und ich stehe zu meinem Wort.“

Als sie wieder ein Stück weitergegangen waren, sagte die Schlange zu Jancsi:

„Siehst du, Jancsi, auch ihn habe ich verzaubert, weil er mich nicht zu meinem Vater gebracht hat.“

Sie gingen weiter, und plötzlich kam ihnen mit großem Gebrüll ein Stier entgegen.

Auch dieser sagte zu Jancsi:

„Wirf die Schlange ab, Bursche, denn sie wird auch dich verzaubern, wie sie mich verzaubert hat!“

„Auch wenn dem so ist“, sagte Jancsi, „ich habe ihr nun mal versprochen, sie nach Hause zu bringen, und ich werde mein Versprechen halten.“

Dann gingen sie weiter. Als sie sich vom Stier etwas entfernt hatten, sagte die Schlange:

„Siehst du, Bursche, dies waren einmal drei Königsöhne, und alle drei habe ich gebeten, mich vom Baum herunterzuholen und zu meinem Vater nach Hause zu



bringen, doch keiner von ihnen hat sich meiner erbarmt. Darum habe ich sie alle drei verzaubert.“

Inzwischen waren sie beim großen Feuer angelangt, das sie von weitem gesehen hatten. Nicht weit vom Feuer war das Diamantschloß, in welchem der Vater der Schlange, das war der Schlangenkönig, wohnte.

Vor dem Diamantschloß aber hielt ein Regiment Wache, und als Jancsi mit der Schlange dort ankam, stellten sich die Soldaten in zwei Reihen auf und salutierten.

Während sie die Diamanttreppe hinaufstiegen, sagte die Schlange zu Jancsi:

„Hör zu, lieber Bursche! Mein Vater wird dir, weil du mich nach Hause gebracht hast, so viel Gold und Silber anbieten, wieviel du nur tragen kannst, ja sogar noch mehr. Du nimm aber nichts an als das große Tisch-tuch, womit der Tisch im Speisesaal bedeckt ist.“

Sie betraten das Schloß, und der König empfing sie mit großer Freude und sagte glücklich zu Jancsi:

„Wünsch dir was immer, Bursche! Ich gebe dir Gold, Silber und Diamanten, hast du mir doch meine einzige Tochter zurückgebracht.“

„Majestät, ich brauche weder Gold noch Silber noch Diamanten“, sagte Jancsi. „Ich will nur das große Tisch-tuch, womit der Tisch im Speisesaal bedeckt ist.“

„Gut, mein Sohn“, sagte der Schlangenkönig. „Ich gebe es dir, obwohl es nebst meiner Tochter mein teuerster Schatz ist. Denn wisse, daß man nur die vier Ecken dieses Tuches umschlagen muß, und schon ist der Tisch mit Speise und Trank beladen. Verwahre es wohl, und du wirst bis an dein Lebensende für Speise und Trank keine Sorge mehr tragen.“

Und der König führte auch gleich vor, was das Tisch-tuch konnte.

Er schlug die vier Ecken um, und siehe da! So viel Speise und Trank waren plötzlich darauf, daß der Tisch darunter ächzte, dabei war er aus purem Gold. Sie setzten sich nun zu Tisch, und der Schlangenkönig ermunterte Jancsi:

„Iß und trink, mein Sohn!“

So aßen sie denn und tranken, da verschwand plötzlich die Tochter des Schlangenkönigs, die vorhin noch am Tisch gesessen hatte, wie vom Erdboden verschluckt, und an ihre Stelle trat ein wunderschönes Mädchen, so schön, daß es Jancsi vor lauter Staunen die Sprache verschlug.

Das Mädchen aber sagte:

„Du wunderst dich wohl, Bursche, doch ich bin die Schlange, die du nach Hause gebracht hast.“

„Mich kümmert es nicht, ob du die Schlange bist oder nicht“, sprach Jancsi, „hätte ich dich jedoch vorher gesehen, so hätte ich nicht das Tisch-tuch, sondern dich von deinem Vater verlangt!“

Da sagte der Schlangenkönig:

„Verzage nicht, mein Sohn! Ich gebe dir das Tisch-tuch und das Mädchen und noch andere Schätze dazu. Davon könnt ihr fröhlich bis zum Untergang der Welt leben, ja sogar noch zwei Tage länger.“

Jancsi und die Schlangenprinzessin freuten sich gar sehr, als sie dies hörten. Sie hielten gleich große Hochzeit und tanzten sieben Tage und sieben Nächte. Danach setzte sich das junge Paar in eine Kutsche, vor die sechs Pferde gespannt waren, und vor und hinter ihnen ritt

je ein Regiment Husaren, und rechts und links von ihnen schritt je ein Regiment Fußvolk, und so zogen sie in Jancsis Heimat.

Was man ihnen aber noch alles nachschleppte! Sechs Wagenladungen Silber, sechs Wagenladungen Gold und sechs Wagenladungen Diamanten. Als sie in Jancsis Heimat ankamen, bauten sie sich ein Diamantschloß, das genau so aussah wie das des Schlangenkönigs.

Auch Jancsis Mutter zog mit ihnen dort ein. Und von nun an hatte sie es tatsächlich gut: sie saß nur noch mit verschränkten Armen und übereinandergeschlagenen Beinen da und lebte ganz wie eine Königin.

Morgenrot

Es war einmal weit, weit weg in einem fernen Land ein König, der hatte drei Töchter. Die Prinzessinnen waren auch schon recht groß, ihr Vater ließ sie jedoch weder in den Hof noch auf die Straße. Sie klagten und weinten deswegen sehr viel, und wie sollten sie auch nicht, ging es ihnen doch wie dem Vogel im goldenen Käfig. Sie fragten ihren Vater oft:

„Lieber Vater, warum laßt Ihr uns nicht wenigstens in den Garten? Fürchtet Ihr, daß Wind und Sonne unser Gesicht verunstalten könnten?“

Doch der König antwortete immer nur:

„Nicht von Wind und Sonne halte ich euch fern, meine lieben Töchterchen. Mein Vaterherz hat eine andere Sorge. Ein greiser Mann sagte mir einmal im Traum, ich würde euch nie wiedersehen, ließe ich euch einmal hinaus.“

Die Mädchen glaubten es und glaubten es auch nicht, daß ihres Vaters Traum wahr werden könnte. Eines Tages, als dieser mit seinem ganzen Hofgesinde wieder auf die Jagd ging und nur eine Alte zu Hause blieb, die auf dem einen Auge blind war und mit dem anderen nicht gut sah, verließen sie das Schloß und liefen hinunter in den Garten, und dort liefen sie weiter, bis sie zu dem bodenlosen See kamen. Dieser bodenlose See befand sich im hintersten Winkel des Gartens. Im See schwammen goldene Fische und auf dem See goldene Enten. Als die Königstöchter sie erblickten, waren sie sehr verwundert. Sie lockten die Goldenten heran und freuten sich ungemein, als diese ans Ufer schwammen und mit ihnen spazierengingen.

Ihre Freude währte aber nicht lange, denn sie waren noch nicht zweimal um den See gegangen, als das Wasser plötzlich zu rauschen begann und Wellen schlug, die über das Ufer schwappten, und drei Drachen aus dem Wasser stiegen: ein siebenköpfiger, ein vierzehnköpfiger und ein vierundzwanzigköpfiger. Die ergriffen die Königstöchter und verschwanden mit ihnen in der Tiefe.

Am Abend kehrte der König heim. Er ging schnurstracks ins Zimmer der Mädchen und mußte da zu seinem Schreck feststellen, daß sie spurlos verschwunden waren. Sofort ließ er das Schloß bis in den letzten Winkel durchsuchen, den Hof, den Garten, die Stadt, er fragte selbst die Bäume und das Gras, ob sie die Königstöchter nicht gesehen hätten — niemand hatte etwas bemerkt. Darob war der König so bekümmert, daß er Tag und Nacht weinte. Wie sehr er aber auch klagte und weinte, die Mädchen blieben verschwunden. Da ließ er im ganzen Land und sogar in den Nachbarländern verkünden, daß derjenige, der seine Töchter finden und ihm wiederbringen würde, sein halbes Königreich und diejenige Tochter zur Frau erhalte, die ihm am besten gefalle. Und von überallher kamen Burschen unterschiedlichen Ranges, vielleicht hundert an der Zahl, die in verschiedene Richtungen aufbrachen, um die Königstöchter zu suchen und zurückzubringen.

Es lebte aber in der Stadt eine alte Frau, die hatte drei Söhne. Diese hießen Abend, Mitternacht und Morgenrot. Die Alte dachte: Meine Söhne durchwandern die Welt. Vielleicht hat einer von ihnen die Mädchen irgendwo gesehen. Es wäre doch gut, wenn einer von ihnen sie fände.

Es dämmerte gerade, als ihr ältester Sohn, Abend, nach Hause kam. Da sprach die Alte zu ihm:

„Höre, mein Sohn, bleib heute zu Hause. Iß dein Nachtmahl und leg dich nieder. Du gehst genug herum und mühst dich ab. Ruh dich auch einmal ordentlich aus.“

„Oh, liebe Mutter, ich würde ja frohen Herzens bleiben, wenn mich aber Mitternacht zu Hause findet, wird er zornig.“

„Hab keine Angst“, sagte die Alte, „ich werde dich verstecken. Dein Bruder wird dich nicht sehen.“

Abend ließ sich von seiner Mutter überreden. Er blieb daheim, aß, legte sich hinter den Backofen und schlief ein. Kurz darauf kehrte Mitternacht heim, und seine Mutter empfing auch ihn mit den Worten:

„Bleib zu Haus, mein lieber Sohn, ruh dich einmal ordentlich aus.“

Aber Mitternacht wollte seines Bruders Morgenrot wegen nicht verweilen. Da redete die Alte so lange auf ihn ein, bis er seinen Pelz ablegte, sich zu Tisch setzte, aß und trank und sich danach unter das Bett schlafen legte.

Kaum war Mitternacht eingeschlafen, kam Morgenrot nach Hause. Seine Mutter überredete auch ihn, zu Hause zu bleiben, gab ihm ein gutes Essen und legte ihn ins Bett.

Am Morgen, als die Brüder aufstanden und einander erblickten, schämten sie sich sehr. Es war noch nie in ihrem Leben vorgekommen, daß sie alle drei gleichzeitig erwacht waren!

„Laßt nur, 's ist schon gut“, sagte die Alte. „Ihr braucht euch doch deswegen nicht zu schämen, daß ihr alle drei zu Hause seid. Es war ja mein Wunsch. Wißt ihr, was dem König zugestoßen ist? Seine drei Töchter sind verschwunden, als hätte der Erdboden sie verschluckt. Ihr kommt ja überall in der Welt herum, habt ihr sie nicht vielleicht gesehen?“

Abend sagte:

„Ich habe keine von ihnen gesehen, liebe Mutter.“

Mitternacht sagte:

„Auch ich habe sie nicht gesehen, liebe Mutter.“

Doch Morgenrot sprach:

„Ich habe sie alle drei gesehen. Ich weiß auch, wo sie sind.“

„Wenn du sie gesehen hast, dann geh und hole sie. Denn wenn du sie zurückbringst, bekommst du die Hälfte des Königreichs und diejenige von ihnen, die du dir auswählst.“

„Na, wenn dem so ist, dann geht zum König, liebe Mutter, und sagt ihm, er solle eine dreihundert Klafter

lange Kette anfertigen und an das Ende der Kette einen sieben Zentner schweren Ring anbringen lassen. Der Rest soll meine Sorge sein.“

Die Alte ging zum König und richtete ihm aus, was Morgenrot gesagt hatte. Ei, da war der König aber froh! Er ließ alle Eisenschmiede der Stadt zusammentrommeln, die mußten ihm noch am selben Tag die dreihundert Klafter lange Kette und den sieben Zentner schweren Ring schmieden.

Währenddessen war auch Morgenrot mit seinen beiden Brüdern an den Königshof gekommen. Er packte den Ring, Abend und Mitternacht ergriffen die Kette, und so zogen sie durch die ganze Stadt. Sie hielten erst, als sie den Wald hinter der Stadt erreicht hatten. Dort, mitten im Wald, stand eine große Eiche. Am Fuße der Eiche war ein großes Loch, gerade groß genug, daß ein Mann hindurchschlüpfen konnte. Durch dieses Loch konnte man hinuntersteigen ins Drachenland, doch keine Menschenseele hatte sich bisher getraut, hinabzuklettern; jedermann mied diese Gegend.

„Wohlan“, sagte Morgenrot, „klettert auf diesen Baum, setzt euch auf einen Ast und haltet die Kette fest. Ich werde mich daran ins Drachenland hinunterlassen. Wenn ihr fühlt, daß ich an der Kette ziehe, holt mich wiederherauf.“

Die beiden sagten ihm, er möge getrost hinuntersteigen. Sie verabschiedeten sich, und Morgenrot ließ sich an der Kette hinab. Drei Tage und drei Nächte dauerte es, bis er endlich wieder Boden unter seinen Füßen hatte. Er mußte gar nicht weit gehen, und schon stand er vor dem Kupferschloß. Darin wohnte die älteste Tochter des Königs. Sie saß gerade am Fenster und weinte vor sich hin, als sie Morgenrot erblickte und die Hände zusammenschlug:

„Ach, mein lieber Morgenrot, wie kommst du denn hierher?“

„Frag jetzt nicht danach, komm mit!“

„Ich würde ja gern mitkommen, lieber Morgenrot, doch gleich ist der siebenköpfige Drache da, und wenn du dich nicht versteckst, hast du dein und mein Leben verwirkt.“



„Wovon ist der siebenköpfige Drache denn so stark?“ fragte Morgenrot. „Was ißt er, was trinkt er?“

„Der ißt nichts anderes als ein Brot und trinkt nur ein Maß Wein, und doch ist er so stark, daß er sich vor hundert Menschen nicht fürchtet.“

„Dann gib auch mir ein Brot und ein Maß Wein, schöne Prinzessin, und laß den Rest meine Sorge sein.“

Die Prinzessin gab Morgenrot Brot und Wein, und als er das Brot gegessen und den Wein getrunken hatte, erdröhnte das Schloßtor und der siebenköpfige Drache stand auch schon da und spie Flammen aus seinen sieben Rachen. Unermeßlich war sein Zorn, als er Morgenrot erblickte. Der ließ ihm aber nicht viel Zeit, packte die Keule und schlug so heftig zu, daß der Drache auch gleich stöhnend den Geist aufgab.

Wie freute sich da die Prinzessin! Sie lief aus dem Schloß, berührte es mit einem Kupferstab, worauf es sich in einen Apfel verwandelte, den sie in ihrem Busen



barg, und schon waren sie beide unterwegs zum Silber-
schloß, wo die mittlere Königstochter wohnte. Diese
hatte der vierzehnköpfige Drache geraubt und hielt sie
nun gefangen. Der vierzehnköpfige Drache aß aber täg-
lich zwei Brote und trank zwei Maß Wein. Also aß auch
Morgenrot zwei Brote und trank zwei Maß Wein, und
auch dem vierzehnköpfigen Drachen schlug bald sein
Stündlein. Die mittlere Prinzessin berührte das Schloß
mit einem Silberstab, verwandelte es in einen Apfel und
barg ihn im Busen. Zu dritt zogen sie nun weiter zum
Goldschloß, wo die jüngste Prinzessin in Gefangenschaft
lag. Der vierundzwanzigköpfige Drache aß jeden Tag
drei Brote und trank drei Maß Wein dazu. Morgenrot tat
dasselbe und wurde davon dreimal so stark, obwohl er
auch vorher nicht gerade ein Kümmerling gewesen war.
Er warf den vierundzwanzigköpfigen Drachen so hart
zu Boden, daß auch dieser sofort daran glauben und
seine böse Seele aushauchen mußte.

Nun konnten sie heimkehren. Auch die jüngste Prinzessin verwandelte mit Hilfe eines Goldstabs das Schloß in einen schönen Apfel, den sie im Busen barg. Dann gingen sie alle zusammen zur Erdspalte zurück, die auf die Welt hinaufführte. Morgenrot setzte zuerst die älteste Prinzessin in den Ring und zog an der Kette. Sogleich wurde sie emporgehoben. Dann wurden sie alle der Reihe nach hinaufgezogen, als letzter Morgenrot.

Als sie endlich alle oben waren, stellten die Prinzessinnen die drei Äpfel auf den Boden, berührten sie mit den Stäben und verwandelten sie wieder in Schlösser. Zufällig sah der König gerade in dem Augenblick zum Fenster hinaus und war so verwundert, daß es ihm fast die Sprache verschlug. Er hatte noch nie in seinem Leben solch schöne Schlösser gesehen, obwohl auch sein eigenes recht ansehnlich war. Sofort ließ er die Kutsche vorfahren, um selbst nachzusehen, wer denn so schnell die drei Schlösser erbaut hatte. Als er aber seine Töchter erblickte, wäre er vor Freude fast gestorben. Selbstverständlich gab er Morgenrot sofort sein halbes Königreich und die jüngste Tochter zur Frau, denn diese hatte sich Morgenrot auserwählt. Abend heiratete die älteste Prinzessin und Mitternacht die mittlere. Die jungen Leute wurden gleich getraut, Musik erklang, ein großes Fest begann, und sieben Wochen lang dauerte die Hochzeit.

Ich war auch dabei und habe sieben Wochen lang getanzt. Dann lief ich fort und blieb erst zu Hause wieder stehen.

Und wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler!

Der Feuervogel

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Und dieser Mann hatte einen ganz kleinen Garten, doch in diesem Garten wuchsen so schöne Rosen, daß jedermann sie bestaunte. Es gab in dem Garten auch andere Blumen, solche, deren Duft sieben Meilen weit reichte, und solche, die hell wie goldene Glocken klangen, wenn man sie berührte. Der arme Mann konnte sich aber der vielen, schönen, wunderbaren Blumen nicht erfreuen, denn des Nachts kam ein Feuervogel mit flammenden Federn und Flügeln, und ehe der arme Mann und seine Söhne merkten, was eigentlich geschah, pickte er alle Blumen bis zur letzten ab und trug sie fort, niemand wußte wohin.

Sie unternahmen alles, um die Blumen zu retten. Wenn aber der arme Mann sie bewachte, schlief er entweder ein, oder des Feuervogels flammendes Gefieder blendete ihn so sehr, daß er nichts mehr sah. Und genau so erging es auch den beiden älteren Söhnen des armen Mannes.

Da versuchte auch Laci, der jüngste Sohn, sein Glück. Eine ganze Woche lang schloß er kein Auge, doch der Feuervogel kam nicht. In der siebenten Nacht kam er endlich in den Garten geflogen und ließ sich genau auf dem Rosenbusch nieder, neben den sich Laci gesetzt hatte. Mit der einen Hand bedeckte dieser seine Augen, mit der anderen wollte er den Vogel fassen. Es blieb aber nur eine Feder in seiner Hand zurück, und der Feuervogel flog wieder davon.

Man konnte die Rosen also nicht bewachen. Da beschlossen die Burschen, in die Welt zu ziehen, durch

siebenmal sieben Länder, und nicht eher zu ruhen, als bis der Feuervogel gefunden war. So zogen sie denn aus und gingen und gingen und kamen am siebenten Tag in einen dichten Wald. In diesem dichten Wald fanden sie einen Blumengarten, darin standen genauso schöne Rosen wie in ihrem eigenen Garten. Die beiden älteren Burschen konnten sich nicht enthalten, in den Garten zu gehen. Vergebens warnte Laci sie; sie gingen hinein und brachen eine Rose von einem Busch. Da tat sich plötzlich die Erde auf, und ein Mann mit einem sieben Ellen langen Bart sprang heraus. Der packte die beiden, ohne ein Wort zu sagen, und nahm sie mit sich in die untere Welt. Laci blieb allein. Er wußte nicht, was er tun, wo er seine Brüder suchen sollte. Da dachte er: sie werden schon irgendwie, irgendwo wieder auftauchen.

Dann ging er bekümmert weiter, und wie er so ging, erblickte er einen furchtbar hohen Felsen und in einer Spalte des Felsens ein Schwert. Er ging hin, zog das Schwert heraus, und im selben Augenblick kam auch schon ein siebenköpfiger Drache zum Vorschein. Na, dachte Laci, du kommst gerade recht. Er griff den Drachen an und hieb so lange um sich, bis er dem Drachen alle sieben Köpfe abgeschlagen hatte und dessen Blut in Strömen floß. Da überlegte Laci nicht lange und badete darin. Davon wurde er so stark wie ein Riese. Dann trat er in den Felsspalt, hatte aber kaum zwei Schritte getan, als ihm auch schon mit schrecklichem Gebrumm ein Silberbär entgegenkam. Sie maßen einander und begannen dann zu ringen, daß die Knochen krachten, doch Laci war der Stärkere und warf den Bären so hart zu Boden, daß dieser stöhnend sprach:

„Ich sehe, du bist stärker als ich, Bursche. Schöne mein Leben, und es soll dich nicht gereuen. Wünsch dir etwas, ich erfülle dir jeden Wunsch.“

„Ich wünsche nichts anderes“, sagte Laci, „als daß du mich zum Feuervogel bringst.“

„Setz dich auf meinen Rücken, ich werde dich hinbringen.“

Laci schwang sich auf den Rücken des Bären, und das mächtige Tier rannte schneller als der Wind, ja schneller noch als die Gedanken und blieb plötzlich vor einem Diamantschloß stehen, das auf einem Entenbein stand und sich unaufhörlich drehte. Der Silberbär sagte zu Laci:

„Geh in dieses Schloß, dort wirst du den Feuervogel in einem Glaskäfig finden. Jetzt schlafen alle, auch der König und sogar seine Soldaten. Doch wenn du in den Käfig greifst, achte darauf, daß du ihn nicht berührst, sonst klirrt er, die Leute wachen auf, und du wirst in große Not geraten.“

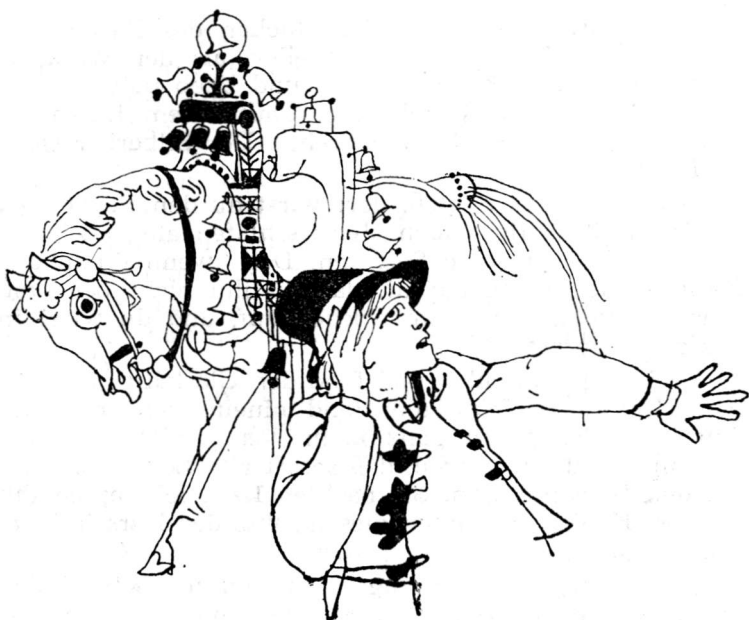
Laci ging ins Schloß und fand den Glaskäfig. Die Tür war offen. Er steckte die Hand hinein, berührte aber dabei den Käfig ein ganz klein wenig. Genug, dieser begann so laut zu klirren, daß sofort alle Leute vom Hof auf den Beinen waren. Sie packten Laci, schleppten ihn vor den König und sagten diesem, was der Bursche vorgehabt hatte.

„Nun“, sagte der König, „ich könnte dich köpfen lassen. Ich werde es aber nicht tun und dir sogar den Feuervogel schenken, wenn du mir des Eisenkönigs Roß mit goldener Mähne bringst.“

Laci ging hinaus, setzte sich auf den Silberbären und sagte ihm, was der Besitzer des Feuervogels wünschte.

„Gut“, sagte der Bär, „das ist nicht schwer, wenn du meinen Worten folgst. Das Roß trägt immer einen goldenen Sattel auf dem Rücken. Gib aber acht, denn wenn alle auch noch so fest schlafen, werden sie doch aufwachen, so laut wird der Sattel klingen, falls du ihn berührst.“

Und kaum hatte der Silberbär dies gesagt, da waren sie auch schon vor der Tür des Eisenkönigs. Die Burschen schliefen tatsächlich alle. Laci trat in den Stall, band das Roß von der Krippe los, doch als er es hinausführen wollte — wie es geschah, weiß ich nicht —, berührte er den Sattel. Dieser klang so laut, daß plötzlich alle Kutscher wach waren, „Diebe, Diebe!“ riefen, Laci packten und vor den König schleppten. Dieser sprach:



„Du Gauner, ich könnte dich pfählen lassen, doch ich werde es nicht tun. Ich befehle dir aber, sofort ins Feenland zu reisen und mir von dort die Tochter des Feenkönigs zu bringen, die genau im fünfzigsten Zimmer des Schlosses wohnt.“

Laci schwang sich auf den Rücken des Silberbären, und als sie im Feenland angekommen waren, trat er ins Schloß des Feenkönigs. Er schritt durch neunundvierzig Zimmer und fand keine Seele. Im fünfzigsten Zimmer aber saß auf einer goldenen Liege die Feenprinzessin, und als sie Laci erblickte, sprang sie auf und sprach:

„Du bist mein, und ich bin dein, nur der Tod kann uns noch trennen!“

Da freute sich Laci, doch es bekümmerte ihn auch. Er getraute sich nicht, der Feenprinzessin zu sagen, daß er sie nicht für sich selbst geholt hatte. Der Bär bemerk-

te Laci großen Kummer, und als sie beim Schloß des Eisenkönigs angelangt waren, sagte er zu ihm:

„Lassen wir die Feenprinzessin draußen. Den Rest laß meine Sorge sein.“

In dem Augenblick schüttelte sich der Bär und verwandelte sich in eine Fee, die der Feenprinzessin aufs Haarglich. Er ging ins Schloß, und Laci ritt mit der Feenprinzessin auf dem Pferd mit der goldenen Mähne davon. Sie hatten die Burg, in der sich der Feuervogel befand, noch nicht erreicht, da war der Silberbär auch schon dort. Vor den Augen des Eisenkönigs hatte er sich in einen Bären zurückverwandelt und war so schnell wie der Wind davongerannt.

Laci freute sich, daß der Silberbär wieder aufgetaucht war, doch nun tat es ihm leid, das Roß mit der Goldmähne dem König zu lassen. Gern hätte er es behalten und auch den Feuervogel dazu bekommen. Der Silberbär erriet auch diesmal seine Gedanken. Er schüttelte sich und verwandelte sich in ein Roß mit goldener Mähne, das genau so aussah wie das andere. Das richtige Roß aber blieb draußen mit der Feenprinzessin, und Laci führte den in ein Roß verwandelten Bären zum König.

Ei, da freute sich der König! Er gab Laci den Feuervogel und den Käfig dazu. Der Bär aber wartete nur darauf, daß sich Laci mit dem Feuervogel weit genug entfernt hatte. Da verwandelte er sich wieder in einen Bären und verließ den König, als wäre er nie dort gewesen. Er erreichte Laci gerade in dem Wald, wo der Mann mit dem sieben Ellen langen Bart seine Brüder in die untere Welt verschleppt hatte.

„Hast du sonst noch einen Wunsch?“ fragte der Bär.

„Keinen anderen, mein lieber Bär, als daß du meine Brüderbefreist.“

Kaum hatte er dies gesagt, da stampfte der Bär mit dem Fuß, die Erde tat sich auf, und hopp! war er verschwunden. Es verging aber keine Stunde, und schon tauchte er wieder auf, und auf seinem Rücken saßen die zwei Burschen.



Nun konnten sie zufrieden nach Hause gehen, und der Silberbär ging mit. Sie ließen ihn auch nicht mehr fort und behandelten ihn wie ihren eigenen Bruder. Der Feuervogel konnte die Rosen fortan nicht mehr stehlen, und sie verdienten mit ihren teuren, schönen Blumen ein ungeheures Vermögen. Laci baute sich ein Diamantschloß, in dem selbst die verwöhnte Feenprinzessin königlich wohnen konnte.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Der alte Diener

Es war einmal sehr weit, hinter siebenundsiebzig Ländern, ja sogar noch hinter dem Glasberg ein König, der hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Alle Könige dieser Welt beneideten ihn, denn ihm gehörte das größte und schönste Reich, das Schwarze Land, und keiner hatte einen so tapferen Sohn und eine so schöne Tochter wie er.

Schon als kleiner Junge war der Königssohn sehr mutig gewesen, seine Tapferkeit war in der ganzen Welt berühmt, und alle Könige befürchteten, daß er, einmal erwachsen, ihre Länder der Reihe nach erobern werde. Da beschlossen sie, nicht darauf zu warten, daß der Königssohn sie angreife, sondern ihre Soldaten zu sammeln und des tapferen Königssohns Reich unerwartet selbst anzugreifen und diesen im Kampf zu töten, damit sie Ruhe hätten.

Gesagt, getan. Sie einigten sich und ließen den Krieg verkünden, und noch bevor die Kunde den Schwarzen König erreichte, überfielen sie sein Land mit mehr Soldaten, als Grashalme auf der Wiese sind.

Groß war der Schrecken des Königs, als er merkte, daß dies kein Spaß war.

Er ließ seine Soldaten zusammentrommeln und bereitete sich nun ebenfalls auf den Krieg vor, aber ohne seinem Sohn ein Wort davon zu sagen und ohne ihn zu fragen, ob er mitkommen wolle oder nicht. Doch gerade als das Heer aufbrechen wollte, erschien der Königssohn plötzlich vor seinem Vater und sprach:

„Lieber Vater, willst du mich denn zu meiner Schande zu Hause lassen?“

„Ich lasse dich zu Hause, mein Sohn, doch keineswegs, um dich in Schande zu bringen. Ich befürchte nämlich, daß du in der Schlacht fallen könntest, und was soll dann mit unserem Land geschehen?“

„Es ist mir einerlei, ob ich sterbe oder nicht“, sagte der Königssohn, „aber zu Hause bleibe ich nicht, selbst wenn du mich fesseln läßt.“

„Gut, mein Sohn, ich will dir nicht widersprechen; ich kenne deine Tapferkeit und weiß, du würdest mir sowieso folgen. Such dir also das schönste Roß und komm mit.“

Der Königssohn ging zu den Ställen, besah sich die Rosse mit goldenen Mähnen, streichelte sie, klopfte ihnen den Rücken, doch keines gefiel ihm. Da trat er wieder hinaus und blickte sich im Hof um. Neben dem Misthaufen stand eine alte Stute mit ihrem Fohlen, und ein alter Diener, der schon seit dreißig Jahren am Hofe war, sattelte die beiden. Dieser alte Diener war früher des Königs Paradekutscher gewesen, die anderen Diener hatten ihn jedoch so lange verleumdet, bis ihn der König schließlich verstieß und ihm nur noch die alte Stute und ihr Fohlen zur Pflege überließ. Zu diesem Alten trat nun der Königssohn und fragte ihn:

„Was machst du denn da, Alter?“

„Ich saddle mein Pferd.“

„Wozudenn?“

„Ich will auch in den Krieg ziehen, und ich rate dem Königssohn, sich kein anderes Roß zu wählen als dieses Fohlen hier, es soll ihn nicht gereuen.“

Plötzlich sprach auch die alte Stute:

„Auch ich rate dem Königssohn, sich auf mein Fohlen zu setzen, denn auch mein Sohn ist ein Zauberroß, genau wie ich.“

Da freute sich der Königssohn; er überlegte nicht lange, schwang sich auf das Fohlen und der Alte auf die Stute. So ritten sie dem König nach, der alte Diener aber blieb zurück, und so wußte der König gar nicht, daß auch er mitgekommen war.



Ich habe aber vergessen, euch zu erzählen, daß der Königssohn noch ein kleines Kind war, als seine Mutter starb und der König eine ebenfalls verwitwete Königin heiratete, die auch einen Sohn hatte. Dieser war aber nicht alt genug, um in den Krieg zu ziehen, und so blieb er zu Hause bei seiner Mutter.

Da freute sich die Königin, als sie sah, daß der Sohn des Königs mit in die Schlacht zog. Sie hoffte, er werde dort sterben und das Reich dann ihrem Sohn zufallen. Doch nicht genug der bösen Gedanken; beim Abschied drückte sie dem Königssohn eine Dose in die Hand und sprach:

„Hier, mein lieber Sohn, bewahrte diese Dose gut auf, denn darin ist eine Wundersalbe. Zwei, drei Stunden bevor du in die Schlacht ziehst, reibe damit deine Arme und Beine ein, und du wirst sehen, deine Kraft wird so wachsen, daß dir selbst ein ganzes Regiment nicht wird standhalten können.“

Der Königssohn dachte sich nichts Schlechtes dabei, denn die Königin hatte sich immer gut zu ihm benommen und sowohl ihn als auch seine Schwester immer gekost und verwöhnt, besonders aber seine Schwester,

denn sie hätte es allzugern gesehen, wenn die Königstochter später ihren Sohn geheiratet hätte. Er bedankte sich recht schön für die Dose, steckte sie in die Tasche seines Dolmans und zog frohen Mutes an der Seite seines Vaters in die Schlacht. Die Soldaten waren auch froh, als sie sahen, daß der tapfere Königssohn mitkam, denn sie folgten zwar ihrem König durch dick und dünn, doch dem Königssohn wären sie selbst in die Hölle gefolgt.

Das Heer brach auf, es zog singend durch das Land, und ein gutes Weilchen später zuckelte auch der alte Diener auf seiner alten Stute vorbei. Niemand sagte ihm ein Wort, und auch er sprach mit niemandem. Einmal ritt der Königssohn von seinem Vater unter dem Vorwand weg, das vorbeiziehende Heer inspizieren zu wollen. Nachdem nun alle vorbeigezogen waren, erblickte er den alten Diener, ritt zu ihm hin und knüpfte ein Gespräch an. Sie sprachen über dies und das, und der alte Diener sagte:

„Eure Majestät, wenn ich gut gesehen habe, hat Euch die Königin eine Dose gegeben.“

„Du hast gut gesehen, das hat sie tatsächlich getan“, sagte der Königssohn.

„Ich weiß, was in der Dose ist. und ich rate Eurer Majestät, sich mit der Salbe nicht einzureiben, denn nicht nur, daß Eure Kraft davon nicht größer wird, sondern Ihr werdet selbst die Kraft verlieren, die Ihr habt.“

„Was sprichst du, Alter! Du bist wohl vom Wein berauscht?“

„Ich habe weder Wein noch Wasser getrunken, Eure Majestät. Und ich sage Euch: Die Königin will Euch verderben.“

„Hör einmal“, brauste da der Königssohn auf, „gib gut acht, was du sagst, denn wenn du nicht die Wahrheit sagst, lasse ich dir den Kopf abschlagen.“

Da sprach die alte Stute:

„Eure Majestät, mein Herr hat recht.“

Und plötzlich sprach auch das Fohlen:

„Sei dem Alten nicht böse, mein lieber Herr, denn auch ich kann bezeugen, daß er recht hat.“

„Also gut“, sagte der Königssohn, „wir werden es ausprobieren.“

Dann ritt er wieder nach vorn zu seinem Vater. Als es Abend wurde und sie Quartier machten und für den Königssohn ein Zelt aufgeschlagen worden war, ließ dieser den alten Diener rufen und sprach:

„Höre, Alter, es will mir nicht aus dem Kopf, was du mir gesagt hast. Laß uns die Salbe ausprobieren!“

„Gut, Eure Majestät. Laßt einen starken Burschen rufen und befiehlt ihm, sich den Körper mit der Salbe einzureiben, dann werdet Ihr sehen, daß ich recht habe.“

Und der alte Diener suchte selbst einen starken Burschen aus und brachte ihn in das Zelt des Königssohnes.

„Na, du Recke“, rief ihm der Königssohn zu, „zieh deinen Dolman aus!“

Der Bursche war ganz verdattert, wußte nicht, was dies zu bedeuten habe, und begann zu flehen:

„Eure Majestät! Meiner Ehr, ich hab niemanden umgebracht, hab nichts gestohlen und auch sonst nichts Schlechtes getan!“

„Schon gut, ich weiß, ich weiß, zieh nur deinen Dolman aus und reibe deine Arme mit der Salbe aus dieser Dose gut ein.“

Da sagte der Bursche kein Wort mehr, denn er getraute sich nicht zu widersprechen, zog seinen Dolman aus, krepelte sich die Ärmel auf und rieb sich beide Arme gut mit der Salbe ein. Daraufhin gab ihm der Königssohn hundert Goldstücke und sagte zum alten Diener:

„Alter, nimm jetzt diesen Burschen mit in dein Zelt und gib ihm dort so viel zu essen und zu trinken, als er nur will.“

Der alte Diener entfernte sich mit dem Burschen. Er setzte ihm einen Kessel Gulasch vor und zapfte auch ein Faß Wein an: „Iß und trink nach Herzenslust, mein Sohn!“

Das Fleisch war aber kalt geworden, und der Bursche wollte es so nicht essen. Also ging er vor das Zelt, um Holz zu hacken und Feuer unter den Kessel zu machen. Aber kaum hatte er die Axt dreimal gehoben, fühlte er auch schon, daß die Kraft ihn verließ.

„Ei, der Donner!“ rief der Bursche. „Sowas ist mir noch nie im Leben passiert!“

„Was ist denn los, Junge?“ fragte der alte Diener.
„Ach, fragt nicht, Väterchen, ich schäme mich fast zu Tode. Seht mal, ich kann ja nicht einmal die Axt mehrheben!“

Währenddessen kam auch der Königssohn und fragte den Burschen:

„Du hast wohl zuviel Wein getrunken, Junge, daß du deine Kraft eingebüßt hast!“

„Eure Majestät, ich hab kein. Tröpfchen getrunken, und doch bin ich kraftlos wie eine Fliege.“

„Alter“, sprach der Königssohn, „bring diesen Burschen ins Zelt, leg ihn nieder, gib ihm Speise und Trank, vielleicht kommt er wieder zu Kräften.“

Doch vergebens bot ihm der Alte den feinsten Braten und den besten Kuchen an, der Bursche konnte keinen Bissen hinunterwürgen. Der Arme war so krank, daß man dachte, er werde den Morgen nicht mehr erleben. Er erholte sich aber doch allmählich, und am dritten Tag war er wieder auf den Beinen.

Nun sah der Königssohn, daß der alte Diener recht gehabt hatte. Inzwischen kam die Botschaft, daß der Krieg erst in drei Tagen beginnen würde. Da dachte der Königssohn: Warum soll ich so lange im Lager bleiben, ich gehe lieber auf die Jagd. Er schwang sich auf sein Fohlen, der alte Diener auf seine Stute, und sie ritten in den nahen Wald und jagten den ganzen Tag. Gegen Abend hielten sie an, banden ihre Rosse an einen Baum und lagerten darunter. Den Königssohn übermannte auch gleich der Schlaf, und er hatte einen sonderbaren Traum. Darin sah er einen Greis, der in jeder Hand ein Schwert hielt, und die Schwerter steckte er in die Erde, vor jedes der Rosse eines, und zwar so tief, daß man sie überhaupt nicht mehr sehen konnte.

Am nächsten Morgen wachte der Königssohn auf und erzählte dem alten Diener seinen wunderlichen Traum.

„Ei, mein Herr“, sprach der alte Diener, „vielleicht wird Euer Traum wahr!“

Er ging zu den Pferden und begann mit seinem Schwert vor den Beinen des einen in der Erde herumzustochern, und siehe da, zum Vorschein kam ein glänzendes Schwert. Da sahen sie auch unter den Beinen

des anderen Rosses nach, und auch dort fanden sie ein funkelndes Schwert. Und auf jedem Schwert war eine Inschrift zu sehen, die lautete: Du besiegst deine Feinde!

Da freute sich der Königssohn. Er schwang sich auf sein Roß, der alte Diener auf das seine, und so schnell wie der Wind ritten sie ins Lager zurück. Sie kamen gerade recht, denn der Feind, der die drei Tage doch nicht abgewartet hatte, war im Anzug, also mußte auch das Heer des Schwarzen Königs ins Feld ziehen. Im Morgengrauen stießen die beiden Heere aufeinander, und die Schlacht dauerte bis zum späten Abend. So etwas hatte die Welt noch nicht gesehen, wie der Königssohn und sein alter Diener kämpften. Die Feinde fielen unter ihren Schwertern wie die Ähren unter der Sichel; sie schlugen eine so breite Bresche ins feindliche Heer, daß sechs Heuwagen nebeneinander Platz gehabt hätten. Am Abend zog sich der Feind zurück, und auch das Heer des Schwarzen Königs marschierte ins Lager zurück, um sich bis zum Morgen auszuruhen. Unterwegs sagte der König zu seinem Sohn:

„Es war mir eine Herzensfreude, deine Tapferkeit zu sehen, mein Sohn. Doch auch der alte Diener hat seinen Mann gar gut gestanden. Das wundert mich sehr, denn er wohnt seit dreißig Jahren bei mir, war immer nur ein Kutscher und ist hier nie im Krieg gewesen. Wahrscheinlich war er Soldat, bevor er an meinen Hof gekommen ist, denn ich erinnere mich, daß er aus einem fremden Land zu uns kam.“

Der Königssohn sagte nur:

„Ja, es ist möglich, Vater.“

Dann wünschten sie einander gute Nacht, der König trat in sein Zelt, der Königssohn in seines, sie legten sich nieder und schliefen ein.

In jener Nacht aber hatte auch der König einen seltsamen Traum. Ihm träumte, sie wären alle zu Hause im königlichen Schloß. Der Königssohn schlief in seinem Zimmer. Da trat plötzlich ein vermummter Mann mit einem großen Messer in der Hand ins Zimmer, schlich zum Bett des Königssohns und hob das Messer, um ihn zu ermorden. Im selben Augenblick kam auch der alte

Diener ins Zimmer, der vermummte Mann ließ das Messer fallen und floh.

Der König schrak aus dem Traum auf und konnte nicht mehr weiterschlafen, doch geschah dies gerade zur rechten Zeit, denn der Tag brach an, im Lager hörte man schon die Trompeten, das ganze Heer setzte sich in Bewegung. Schnell schwang er sich auf sein Roß, und es blieb ihm nicht einmal so viel Zeit, um seinem Sohn den Traum zu erzählen.

Der König und der Königssohn stellten sich an die Spitze ihrer Truppen, und der alte Diener folgte ihnen. Die beiden Heere stießen zusammen, auf beiden Seiten fielen die Recken, und plötzlich war der König verschwunden.

„Eure Majestät“, sagte der alte Diener zum Königssohn, „seht, dort ist der König, der Feind hat ihn umringt.“

Schnell ritten sie los und hieben mächtig auf die Feinde ein, mähten sie buchstäblich nieder. Sie waren rechtzeitig gekommen, denn der Heerführer der Feinde hatte soeben des Königs Pferd getötet. Das war aber auch die letzte Tat seines Lebens. Der alte Diener warf ihn aus dem Sattel und hieb ihn dann mit seinem Schwert nieder. Als die Feinde sahen, daß ihr Heerführer gefallen war, stürzten sie kopflos davon und versuchten gar nicht mehr, weiterzukämpfen. Auch der Schwarze König zog sich mit seinen Soldaten ins Lager zurück, ging dann mit seinem Sohn in sein Zelt, ließ einen großen Tisch decken und lud alle Generäle zum Abendessen ein.

Sie setzten sich zu Tisch und begannen zu schmausen. Da blickte der König in die Runde und sagte zu seinem Sohn:

„Ei, mein Sohn, laß auch den alten Diener rufen, denn ihm verdanke ich ja mein Leben.“

Als bald ließ man auch den alten Diener rufen. Er trat ein, und der König sagte ihm, er solle neben seinem Sohn Platz nehmen. Der alte Diener wollte erst nicht so recht, weil ihm das als zu große Ehre erschien, doch mußte er schließlich doch tun, was der König ihm befahl.

„Nun, Alter“, sprach der König, „ich hätte nicht gedacht, daß du so tapfer bist. Sag mir doch, aus welchem Land bist du in mein Reich gekommen?“

„Eure Majestät“, antwortete der Alte, „ich komme aus dem Preußenland. Mein Vater war Heerführer beim Vater des jetzigen Königs. Er hatte aber so viele Neider wie Grashalme auf der Wiese, und die gaben keine Ruhe, bis ihn der König schließlich hinrichten ließ. Ich war damals noch ein junger Soldat, und vor lauter Kummer verließ ich meine Heimat und kam an den Hof Eurer Majestät.“

„Wenn dein Vater Heerführer war“, sprach der König begeistert, „dann wunder ich mich nicht über deinen großen Mut. Höre denn, was ich zu sagen habe, und ihr andern hört auch alle her: Ab heute bist du, Alter, der Heerführer meiner Armeel!“

Sie hoben alle ihre Becher und ließen den alten Heerführer hochleben. So feierten sie die ganze Nacht und verließen die Tafel erst, als der Morgen graute. Und da kamen auch schon die Boten der feindlichen Könige, um mit dem Schwarzen König Frieden zu schließen.

Dieser empfing die Boten gnädig und schickte sie mit guter Kunde und freundlichen Worten zurück zu ihren Heeren. Und als diese hörten, wie gnädig der Schwarze König ihre Boten empfangen hatte, beschlossen sie sogleich, allesamt zum König zu gehen, um ihm ihre Freundschaft zu bezeugen. Unter den feindlichen Königen war aber der König des Preußenlandes der mächtigste. Dieser hatte sein ganzes Hausgesinde in den Krieg mitgenommen: seine Frau, seinen Sohn, ja sogar seine Tochter. Diese gingen nun alle mit zum Schwarzen König.

Der saß in seinem Zelt, neben ihm sein Sohn, und sie warteten auf die königlichen Gäste. Als erster trat der König des Preußenlandes mit seiner Familie ins Zelt. Sie wurden herzlich empfangen, der König küßte den König und der Königssohn den Königssohn. Währenddessen blieben die Blicke unseres Königssohns aber an des Preußenkönigs Tochter hängen, und auch ihr gefiel der Königssohn recht wohl. Sie hatten zwar nur ein, zwei Worte miteinander gewechselt, doch als sich der

König des Preußenlands verabschiedete und sich auch die beiden jungen Leute die Hand reichten, wußten sie schon, daß sie einander aufrichtig liebten.

Als sie gegangen waren, sagte der Königssohn zu seinem Vater:

„Lieber Vater, es wäre gut, wenn uns eine große Freundschaft mit dem König des Preußenlandes verbinden würde, denn er ist der mächtigste unter denen, die mit uns gekämpft haben. Wenn wir Freunde wären, würde gewiß niemand mehr unser Land angreifen.“

„Du hast recht“, sprach der König. „Was denkst du, was sollen wir tun?“

„Ich dachte, lieber Vater, daß es gut wäre, ihn und seine Familie, bevor sie nach Hause ziehen, an unseren Hof einzuladen.“

Dem Schwarzen König gefiel der Vorschlag seines Sohnes, und er sandte sofort einen Boten zum König des Preußenlandes und ließ diesem ausrichten, daß er ihn mit seiner ganzen Familie zu Gast bitte, ehe sie heimzogen ins Preußenland.

Der Preußenkönig freute sich über die Einladung, die Königstochter aber freute sich noch viel mehr; sie schickte dem Königssohn durch einen Boten ein schönes, schwarzes Halstuch. Der Preußenkönig ließ nun dem Schwarzen König sagen, daß er sich für die Einladung bedanke und sich sehr geehrt fühle und daß er gleichzeitig mit dem Schwarzen König aufbrechen wolle, damit sie zusammen in der Königsstadt einträfen.

So geschah es auch. Die beiden Könige brachen zur gleichen Zeit auf, und hinter ihnen marschierten die beiden Heere mit so lauter Musik, daß die Erde erdröhrnte, wo sie vorbeizogen. Unterdessen hatte der Schwarze König Eilboten vorausgeschickt, die ihre Ankunft melden und dafür sorgen sollten, daß bei ihrem Einzug die ganze Stadt auf den Beinen war.

Selbst die Schwerkranken erhoben sich von ihren Lagern! Die Königin selbst kam ihnen bis an das Stadttor entgegen und empfing den König mit Küssen und Umarmungen, und den Königssohn genauso. Sie tat, als wäre sie von Herzen froh, ihn wiederzusehen, dabei

starb sie fast vor Ärger und Wut darüber, daß er lebend aus dem Krieg heimgekehrt war.

Sie kamen am Königshof an, und noch am selben Abend sollte ein großes Fest gefeiert werden, zu dem Gäste aus siebenundsiebzig Ländern eingeladen worden waren. Während sie noch das Fest vorbereiteten, zerbrach sich die Königin den Kopf, wie sie den Königssohn wohl umbringen könnte. Am Hofe wohnte eine alte Hexe. Die hatte auch die entkräftende Salbe gebraut. Die Königin ließ diese nun zu sich rufen und sagte ihr zornig:

„Hör mal, gut muß die Salbe gewesen sein, die du gemacht hast; der Königssohn ist ja nun noch stärker, als er vorher war! So wisse denn: wenn du ihn heute nicht vernichtest, laß ich dir morgen den Kopf abschlagen!“

Da sagte die alte Hexe:

„Eure Majestät, die entkräftende Salbe war gut, doch nicht der Königssohn hat sich damit eingerieben, und deshalb ist er aus der Schlacht zurückgekehrt. Diesmal soll es aber keine Rettung mehr für ihn geben. Wenn er heute abend bei Tisch sitzt, werde ich mich in eine Hummel verwandeln, über seinen Becher fliegen und Gift in seinen Wein träufeln, und wenn er den trinkt, ist er gewiß des Todes.“

Also gut, die Sache war beschlossen. Die Gäste versammelten sich und setzten sich zu Tisch: der Preußenkönig neben die Schwarze Königin, die Preußenkönigin neben den Schwarzen König und auch die jungen Leute einer neben den andern. Noch bevor sie sich aber richtig gesetzt hatten, freundete sich auch der Sohn des Preußenkönigs mit der Tochter des Schwarzen Königs an, und er sagte zu ihrem Bruder, dem Königssohn: „Mein Freund, ich weiß nicht, ob du meine Schwester liebst oder nicht, doch ich weiß, daß ich deine Schwester aufrichtig liebe, und wenn man sie mir gibt, werde ich sie zur Frau nehmen!“

Da sprach des Schwarzen Königs Sohn:

„So wie du meine Schwester liebst, so liebe ich deine, und auch ich werde sie heiraten, wenn man sie mir gibt.“



Ebenso dachten auch die beiden Königstöchter, und als die Alten das erfuhren, freuten sie sich über alle Maßen. Auch die Schwarze Königin tat so, als würde sie sich freuen, doch ihre Freude kam nicht von Herzen. Insgeheim dachte sie: Freut euch nur, gleich wird sich eure Freude in Kummer verwandeln!

Gleich neben dem Königssohn saß aber auch der alte Diener, und als man die ersten Speisen auftrug, flüsterte er ihm ins Ohr:

„Eure Majestät, nehmt Euch in acht, denn die Königin täuscht ihre große Liebe nur vor. Ihre böse Seele trachtet nach Eurem Verderben. Sie hat mit der alten Hexe vereinbart, daß diese sich in eine Hummel verwandeln, über Euren Becher fliegen und Gift in Euren Wein träufeln soll! Wenn die Hummel ihre Arbeit getan hat, werde ich Euren Becher geschwind mit dem der Königin vertauschen; möge sie selbst trinken, was sie einem andern zgedacht hat!“

Und alles trug sich genau so zu, wie der alte Diener es vorausgesagt hatte. Als sie gerade die Becher erheben wollten, kam die Hummel, überflog jenen des Königssohns und tröpfelte Gift hinein. Doch der alte Diener, nicht faul, schlug mit einem Tuch nach ihr und fing sie schließlich unter einem umgedrehten, leeren

Becher. Und ehe jemand etwas bemerken konnte, vertauschte er die Becher der Königin und des Königssohns.

Im selben Augenblick hoben sie auch schon ihre Becher und leerten sie, die Musik setzte ein, und es wurde weiter gefeiert. Als sich die jungen Leute nun erhoben, um den Tanz zu beginnen, fing die Königin plötzlich an, laut zu schreien und schrecklich zu jammern. Die Musik setzte aus, und alle liefen herbei, um zu sehen, was denn geschehen sei.

Sie brachten die Königin auf ihr Zimmer, legten sie ins Bett und ließen drei Ärzte rufen. Diese untersuchten sie gründlich, schüttelten dann aber den Kopf und sagten zum König:

„Eure Majestät, die Königin leidet an einer unheilbaren Krankheit, wir können ihr nicht helfen.“

„Hinaus, hinaus mit euch!“ fuhr die Königin sie an. „Weg aus meinen Augen, wenn ihr mir nicht helfen könnt!“

Als die Ärzte draußen waren, sagte die Königin bitterlich weinend zu ihrem Mann:

„Die Ärzte haben recht, mein lieber Gemahl, ich muß sterben. Und es ist nur die gerechte Strafe dafür, daß ich deinen Sohn habe töten wollen. Nun muß ich statt seiner sterben.“

Die Königin konnte kein Wort mehr hervorbringen und starb. So rettete der alte Diener auch das Leben des Königssohns. Und dafür wurde er von nun an in höchsten Ehren gehalten.

Die Tage vergingen. Der König des Preußenlandes blieb mit seinem Hausgesinde noch lange zu Gast, und auch die Hochzeit der jungen Leute wurde bald gefeiert. Sie lebten in Frieden und Eintracht miteinander und leben gewiß auch heute noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Das Silberpferd

Hinter siebenundsiebzig Ländern lebte einmal ein König, und dieser König hatte sieben Söhne und sieben Töchter, die alle das Heiratsalter erreicht hatten. Die sechs älteren Söhne heirateten, die sechs älteren Töchter ebenfalls, nur der jüngste Königssohn und die jüngste Königstochter wollten nicht heiraten. Von all den Königtöchtern und Königssöhnen, die sie hätten heiraten können, gefiel ihnen niemand. Da wurde der König furchtbar zornig und sprach:

„Wenn euch niemand gefällt, so zieht in die Welt! Ich kann es nicht mitansehen, daß mein jüngster Sohn und meine jüngste Tochter unverheiratet bleiben!“

Der Königssohn zog also fort, und mit ihm die Königstochter. Sie gingen über Berg und Tal, durchquerten siebenundsiebzig Länder und kamen am Abend in einen großen, dichten Wald. Dort legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein. Am Morgen sagte das Mädchen zu ihrem Bruder:

„Höre, ich habe heute nacht einen sonderbaren Traum gehabt. Ein Greis kam und sagte mir, daß irgendwo ein König lebe, dessen Körper voller Wunden sei, und keine noch so berühmten Ärzte könnten ihn heilen. Doch hundert Schritte von diesem Baum entfernt sei eine Quelle, aus der wir einen Krug Wasser schöpfen und damit den Körper des Königs waschen sollen. Dann werde dieser sofort wieder gesund.“

Da gingen sie zur Quelle und schöpften einen kleinen Krug, den das Mädchen bei sich hatte, voll Wasser. Dann zogen sie weiter, durch viele Länder, bis sie in die Stadt des kranken Königs kamen. Sie übernachteten in einer

Herberge, beschafften sich Arztkittel, die zogen sie an und gingen geradewegs zum König. Dort sagten sie, weshalb sie gekommen waren, und man führte sie freudig in des Königs Zimmer.

Es war wirklich so, wie der Greis es vorausgesagt hatte. Mit dem Wasser aus dem Krug wuschen sie den König, und, als hätte man die Wunden einfach weggewischt, wurde sein Körper wieder schneeweiß.

In seiner Freude schenkte ihnen der König viele Schätze, und er ließ in der Stadt ein schönes, teures Schloß bauen, damit sie dort wohnten.

Niemand wußte, niemand ahnte, daß die beiden Wunderärzte eigentlich ein Königssohn und eine Königstochter waren.

Die Zeit verging, und eines Tages besuchte der Königssohn den König, der selbst noch jung und unverheiratet war, und lud ihn ehrerbietig zu ihnen zum Mittagessen ein. Der König folgte der Einladung, und als er ins Schloß trat, war er sehr erstaunt, als er sah, daß der Königssohn keinen Arztkittel anhatte, sondern genauso glänzende, golddurchwirkte Kleider trug wie er selbst. Und die Königstochter, die er auch für einen Wunderarzt gehalten hatte, trug teure, schöne, seidene Mädchenkleider. Sie war so schön, daß er von ihrer Schönheit ganz geblendet wurde.

Da sprach der Königssohn:

„Ich sehe, Eure Hoheit sind über diese Verwandlung verwundert. Ihr müßt aber wissen, daß ich der Sohn eines Königs bin und dieses Mädchen, meine Schwester, die Tochter eines Königs ist.“

Und er erzählte auch gleich, weshalb sie verbannt worden waren.

Sie hätte aber gar nicht die Tochter eines Königs sein müssen, so sehr gefiel sie dem König. Während des Mittagessens freundeten sie sich an, sagten beide „Du bist mein, und ich bin dein“, gingen sofort ins Königsschloß und hielten eine große Hochzeit, zu der sie Gäste aus sieben Ländern einluden.

Als die Hochzeit zu Ende war, zog der Königssohn fort. Er fand keine Ruhe mehr und dachte: nun muß ich auch irgendwo mein Paar finden. Er ging und ging,

durchquerte siebenundsiebzig Länder und gelangte schließlich in eine Stadt, das war die Stadt des Schwarzen Königs. Er fragte diesen und jenen, was es denn Neues gäbe. Man sagte ihm:

„Es gibt genug Neuigkeiten. Der König hat eine wunderschöne Tochter, die will aber nur denjenigen heiraten, der errät, was für drei Male sie auf dem Körper hat. Neunundneunzig Burschen haben bis jetzt ihr Glück versucht, doch keiner hat richtig geraten, und man hat ihnen allen die Köpfe abgeschlagen.“

Das macht mir nichts aus, dachte der Königssohn. Ich habe zwar nur ein Leben und einen Tod, will es aber doch versuchen.

Und als er so die Straße entlangging, lehnte sich ein Alter zum Fenster hinaus und sagte:

„Na, auch dieser wird ohne mich nicht zurechtkommen.“

Der Königssohn drehte sich um, sah sich den alten Mann gut an, sagte aber kein Wort und ging weiter. Er ging durch die ganze Stadt, überlegte hin und her und beschloß schließlich, zum Alten zurückzukehren, ehe er sein Glück versuchte. Er kehrte also um und bemerkte erst am Tor, daß der Alte Goldschmied war.

Ei wie gut, dachte er, mir ist eh ein Goldsporn abgebrochen, ich werde ihn anlöten lassen und den Alten dabei fragen, was er gemeint hat.

Er trat ein und gab dem Alten seinen Goldsporn, damit er ihn ihm anlöte. Da sagte der Alte:

„Ich tu das von Herzen gern, doch morgen wirst du sowieso dein Sterbchen machen müssen.“

„Woher wißt Ihr das denn?“ fragte der Königssohn.

„Ich weiß es, weil ich weiß, was du vorhast. Ohne mich wirst du nicht zurechtkommen, denn auch du wirst nicht erraten, was für drei Male die Königstochter hat.“

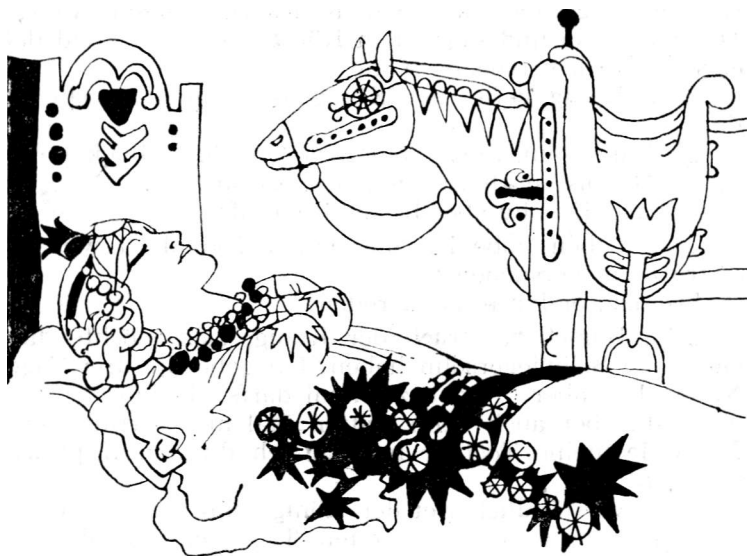
Der Königssohn bat um einen guten Rat und versprach ihm dafür, was immer er sich wünsche.

„Gut“, sprach der Alte. „Bis morgen früh werde ich ein so großes Silberpferd machen, daß du in seinem Bauch Platz haben wirst. Dann lasse ich es auf den Markt bringen, und ich bin sicher, daß niemand anders als die Königstochter es kaufen wird. Das Pferd wird

man in ihr Zimmer tragen, und du mußt dann durch eine Tür — die ich unbemerktbar an der einen Seite anbringe — hinausklettern und sehen, was für Male die Königstochter hat.“

Der Alte machte das Silberpferd und ließ es auf den Markt bringen. Dort umringten es das Volk und die Herren, bewunderten es und fragten auch nach dem Preis, der war aber so hoch, daß ihn niemand zahlen konnte, nur der König allein. Der kam gerade mit seiner Tochter vorbei, und da das Silberpferd seiner Tochter gefiel, fragte er nach dem Preis und ließ dem Alten sofort das viele Geld auszahlen.

Also gut, man brachte das Pferd ins Schloß, ins Zimmer der Königstochter. Es wurde Abend, die Königstochter ging zu Bett, schlief ein, auch ihre Amme schlief schon, da kletterte der Königssohn ganz leise aus dem Pferd und ging auf Zehenspitzen zum Bett der Königstochter. Und nun hört, welch Wunder: Auf ihrer Stirn war eine strahlende Sonne, und ihre beiden Brüste zierten zwei goldene Sterne. Der Königssohn konnte sich nicht sattsehen, er stand da wie angenagelt. Während er



sie aber so nach Herzenslust betrachtete, erwachte die Königstochter. Als sie den Königssohn erblickte, wollte sie laut aufschreien, aber es kam kein Ton aus ihrer Kehle, denn auch ihr gefiel der Königssohn nicht schlecht.

„Königssohn“, sagte die Königstochter, „du weißt nun, was für Male ich habe, du wirst also richtig raten. Ich würde dich auch gern heiraten. Wenn mein Vater aber erfährt, daß du dich in mein Zimmer geschlichen hast, wird er dir den Kopf abschlagen lassen.“

Sie berieten, was zu tun sei.

„Mir ist etwas eingefallen“, sagte die Königstochter plötzlich. „Steig wieder in dein Silberpferd, ich werde ihm beide Ohren abbrechen und es dann morgen zum Goldschmied schicken, damit er es instandsetzt. Dort kannst du dann schön herauskommen, und niemand wird je erfahren, daß du hier warst.“

Gesagt, getan. Man brachte das Pferd zum Goldschmied, dort kletterte der Königssohn heraus, kehrte zu seinem Schwager zurück, ließ sechs Pferde vor eine Prachtkutsche spannen und kam, von einem Regiment Husaren begleitet, zum Schloß des Schwarzen Königs. Da trat er ein und sagte dem König, wer er sei und daß er sein Glück versuchen wolle.

Dem König gefiel der Königssohn, und er sagte zu ihm:

„Laß das sein, mein Sohn, versuch dein Glück lieber nicht. Du bist noch zu jung, um zu sterben.“

Der Königssohn aber bestand darauf:

„Ein Leben habe ich und einen Tod, doch will ich es trotzdem versuchen.“

Freilich, er hatte leicht reden!

„Du, Bursche“, sprach der König, „ich möchte dich gern zum Schwiegersohn haben. Ich gebe dir drei Tage. Nimm dich aber in acht, zweimal darfst du falsch raten, wenn du aber auch beim dritten Mal nicht errätst, was für Male meine Tochter hat, laß ich dir den Kopf abschlagen!“

Selbstverständlich riet der Königssohn am ersten Tag nicht richtig, auch am zweiten Tag nicht, damit nie-

mand auf den Gedanken käme, daß er die Maie schon gesehen hatte. Am dritten Tag aber zählte er schön der Reihe nach auf, welche drei Male auf dem Körper der Königstochter waren. Na, das war aber eine Freude! Der Schwarze König freute sich, daß er nun jemanden hatte, dem er sein Königreich hinterlassen konnte. Es wurde auch gleich Hochzeit gehalten, und der Schwarze König übergab seinem Schwiegersohn sofort die Königskrone und sein ganzes Land.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Inhalt

Tölpel-Paule	5
Das allesmahlende Mühlchen	9
Die schöne Drachen-Rosa	18
Der Speckbaum	26
Das Wasser der ewigen Jugend	38
Das alte Weib und der Tod	50
Nyika	53
Der tapfere Kürschner	63
Pengö	70
Der betrogene Teufel	85
Die Wunderuhr	89
Das wunderschöne Schilffräulein	99
Der goldene Stab	107
Die tausendschöne Ilonka	111
Schlangen-Jancsi	117
Morgenrot	122
Der Feuervogel	129
Der alte Diener	135
Das Silberpferd	148

Lektor: Dietmar Schell
Technischer Redakteur: Walter Weidle

Imprimatur: 16.V.1988 *Erscheinungsjahr:* 1988
Format: 16/54 x 84. *Verlagsbogen:* 7,705. *Druckbogen:* 9,75

Satz und Druck ausgeführt unter Bestellnummer 904 im polygraphischen Betrieb „13 Decembrie 1918“, Grigore-Alexandrescu-Straße 89—97, Bucuresti, Sozialistische Republik Rumänien